Der Graf von Moret.

Historischer Roman

von

Alexander Dumas.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1866.

I.

Das Wirthshaus „zum gefärbten Barte".

Der Reisende, welcher gegen Ende des Jahres der Gnade 1628 in Geschäften oder zu seinem Vergnügen einige Tage in der Hauptstadt des Königreiches der Lilien, wie man damals poetisch sagte, zubringen wollte, durfte mit Zuversicht in dem Gasthause „zum gefärbten Bart", Rue de l'homme armé, einkehren. Er war gewiß, dort bei Meister Soleil ein freundliches Gesicht, gute Kost und ein gutes Bett zu finden, mochte er empfohlen sein oder nicht.

Man konnte auch nicht leicht fehlgehen. Außer einer ordinären Schenke, welche die Ecke der Rue St. Croix de la Bretonnerie bildete und, seit den ältesten Zeiten bestehend, durch ihr Schild, das einen gewappneten Mann vorstellte, dem übrigens nur neun Nummern zählenden Gäßchen den Namen gegeben hatte, machte sich das Wirthshaus, in das wir unsere Leser führen wollen, in jenem Stadttheile ziemlich breit und zog außerdem die Kunden durch ein Aushängschild an, welches zu majestätisch war, als daß ein Reisender, dem es einmal zu Gesichte gekommen war, hätte gleichgiltig vorbeigehen können.

In der That läßt sich nicht leicht etwas in die Augen Fallenderes denken, als die an den Rändern reich vergoldete Blechtafel, welche bei dem geringsten Luftzuge an ihrer gleichfalls vergoldeten und mit Schnörkeln verzierten eisernen Tragstange knarrte, und auf welcher der Großtürke in eigener Person mit einem herrlichen, hochrothen Barte abgebildet war. Außerdem befand sich jedoch noch über der Thür eine In-

schrift, welche kund und zu wissen that — und das nicht etwa in gemeinen, schlichten Lettern, sondern auf dem sinnreichen Wege der Bilderschrift — daß Meister Soleil stets Reisende zu Fuß und zu Pferde mit Bereitwilligkeit beherberge, indem der Name des Wirthes durch das strahlende Antlitz der Himmelskönigin ersetzt war, und die Reisenden zu Fuß und zu Pferde in Gestalt eines Pilgrims und eines Lanzenreiters über der Thür prangten.

Wenn nun das Schild, mit dem Großtürken darauf, an Alter auch mit dem benachbarten gewappneten Manne rivalisiren konnte, so müssen wir dagegen in unserer Eigenschaft als Romanschreiber, welche uns zum Festhalten an der Wahrheit verpflichtet (eine Verpflichtung, welcher übrigens nicht einmal die Historiker nachkommen), gestehen, daß die Bilderinschrift über der Thüre erst aus der jüngsten Zeit stammte.

Es waren kaum zwei Jahre her, daß der frühere Besitzer, unter dem Namen Claude Cyprien Melanjoie vortheilhaft bekannt, für die Summe von tausend Pistolen den „gefärbten Bart" an Meister Blaise Guillaume Soleil, den jetzigen Besitzer, überließ. Dieser hatte ohne die mindeste Rücksicht auf die historischen Rechte der Schwalben, welche ihre Nester an die Außenwände des Hauses klebten, und der Spinnen, welche die inneren Wände mit ihren Geweben überzogen, sogleich nach abgeschlossenem Kaufcontracte Maurer, Tapezierer und Maler berufen, das Unterste zu oberst kehren und endlich zum Erstaunen der Nachbarn, welche sich vergebens fragten, woher Meister Soleil das Geld zu allen diesen Neuerungen hernehme, jenen pompösen Rebus über die Thüre setzen lassen, von welchem wir vorher sprachen. Die alten Weiber der benachbarten Straßen schüttelten sofort in Ausübung ihrer sibyllinischen Eigenschaften, die sie ihren Jahren und ihrer Erfahrung verdankten, die Köpfe, zuckten die Achseln und prophezeiten, diese Verschönerungen würden dem „gefärbten Barte" Unglück bringen, da eben sein ehrwürdiges Aussehen, welches er nun schon seit vielen, vielen Jahren bewahrte, ihm

reiche Kundschaft zugezogen habe. Aber zum Verdrusse dieser Prophetinnen und zum großen Erstaunen Derer, für welche sie unfehlbare Orakel waren, hatte sich nach Verlauf von zwei Jahren die traurige Vorhersagung noch nicht erfüllt, im Gegentheile das Wirthsgeschäft einen bedeutenden Aufschwung genommen und zwar durch neue Gäste, die man in unserer Gasse früher nie sah und die, ohne die alte Kundschaft zu verdrängen, welche noch seit den Zeiten, als die Schwalben an dem Hause nisteten und die Spinnen darin webten, dem „gefärbten Barte" treu geblieben waren, die Einnahmen des Meister Soleil bedeutend vermehrten, ja so zu sagen verdoppelten.

Nach und nach verbreitete sich wohl ein gewisses Licht über dieses große Geheimniß; das Gerücht ging nämlich, Frau Martha Pelagie Soleil, eine sehr frische, sehr bewegliche, noch ziemlich junge Frau, sei die Milchschwester einer der mächtigsten Damen des Hofes, welche Dame aus ihren Ersparnissen oder aus denen einer noch viel mächtigeren Dame, als sie selbst war, dem Meister Soleil das zur Uebernahme des Etablissements nöthige Geld vorgestreckt habe und diese Milchschwester sei es auch, welche das Wirthshaus „zum gefärbten Barte" den vornehmen Fremden empfahl, die man seit einiger Zeit hier ein- und ausgehen sah, und die sich sonst niemals in diesen einsamen Stadttheil verirrten.

Was an jenen Gerüchten wahr, was falsch daran war, das werden wir im Verlaufe dieser Geschichte erfahren.

Jedenfalls wollen wir beobachten, was sich am 5. December 1628 — d. h. vier Tage nach der Rückkehr des Cardinals Richelieu von jener denkwürdigen Belagerung von La Rochelle, welche eine Episode in unserem Roman: „Die drei Musketiere," bildet — gegen vier Uhr Nachmittag in einem niedrigen Saale des erwähnten Wirthshauses begab. Die Enge des Gäßchens, so wie die Höhe der Häuser bewirkten, daß schon um diese Stunde die Dämmerung ihr ungewisses Licht in das Gelaß warf.

In dem Saale befand sich jetzt nur eine einzige Person, da dieselbe aber zu den Stammgästen des Hauses gehörte, machte sie für sich allein so viel Lärm und nahm für sich allein so viel Platz ein, als es vier gewöhnliche Trinkgäste gethan hätten.

Der einsame Trinker, der bereits einen Krug geleert, war bei der Hälfte des zweiten angelangt; er lag auf drei Stühlen ausgestreckt und unterhielt sich damit, das Stroh eines vierten mit seinen mächtigen Sporen zu zerzausen, während er sich bemühte, mit der Spitze seines Dolches ein Damenbrett in die Tischplatte zu schnitzen.

Ein mächtig langer Stoßdegen lag an seiner Seite, mit dem Griff im Bereiche seiner Hand.

Es war ein Mann zwischen 36 und 38 Jahren, dessen Gesicht man bei den letzten Strahlen des Tages, welche durch die schmalen in Blei gefaßten Scheiben in das Zimmer fielen, um so besser betrachten konnte, da er seinen Hut an dem Fensterriegel aufgehängt hatte. Seine Haare, seine Augenbrauen, sein Schnurbart waren schwarz, sein gebräunter Teint verrieth den Mann aus dem Süden; eine gewisse Härte in seinem Blick und ein spöttischer Zug um seine Lippen, die öfter hastig durch eine zuckende Bewegung, wie sie beim Tiger beobachtet wird, eingezogen wurden und dann eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließen; eine gerade Nase und ein entschieden vorspringendes Kinn ließen auf einen Willen schließen, der bis zum Eigensinne ging, während die Kinnbackenpartie des Gesichtes, welche in einer Art ausgebildet war, wie sie den wilden Thieren zugeschrieben wird, jenen unüberlegten Muth verrieth, den man seinem Besitzer niemals Dank zu wissen braucht, da er bei ihm nicht der Ausfluß des freien Willens, sondern das einfache Product des Instinctes ist. Das ganze ziemlich hübsche Gesicht des Mannes machte den Eindruck einer brutalen Freimüthigkeit, welche wohl Ausbrüche des Zornes und der Gewaltthätigkeit befürchten aber den Gedanken an List und Verrath nicht aufkommen ließ.

Seine Kleidung war die der niederen Edelleute jener Epoche; halb bürgerlich, halb militärisch. Sie bestand aus einem tuchenen, eng anschließenden Wammse mit offenen Aermeln, unter welchem sich das Hemd am Gürtel hervorbauschte, weiten Beinkleidern und Stiefeln von Büffelleder, die unterhalb der Knie zusammengeschoben waren. Alles das war im guten Stande, aber nicht luxuriös und verlieh dennoch dem Träger eine gewisse einfache Eleganz.

Es geschah wahrscheinlich, um in seinem Gaste nicht einen jener Zornesausbrüche hervorzurufen, zu denen derselbe so geneigt schien, daß Meister Soleil zwei- oder dreimal in den Saal trat, in welchem sich der Trinker befand, ohne ihn im Geringsten auf die doppelte Verwüstung aufmerksam zu machen, die er an den Möbeln verübte, und sich im Gegentheile bemühte, ihm so freundlich als möglich zuzulächeln, was dem guten Manne mit dem strahlenden Gesichte übrigens nicht schwer wurde.

Bei seinem dritten oder vierten Erscheinen im Saale konnte sich jedoch Meister Soleil nicht enthalten, das Wort an seinen Stammgast zu richten.

„Nun, mein theurer Herr," sagte er zu ihm im Tone besonderen Wohlwollens, „es will mir scheinen, daß seit einigen Tagen Stillstand im Geschäfte ist; wenn das so fortgeht, wird jene gute Alte, wie Ihr sie nennt — und er bezeichnete mit dem Finger den langen Stoßdegen des Mannes, mit dem er sprach — Gefahr laufen, in ihrer Scheide zu verrosten."

„Hm, ja!" antwortete der Trinker in trockenem Tone, „und das beunruhigt Dich wahrscheinlich sehr wegen der zehn oder zwölf Krüge, die ich Dir schulde?"

„Wo denkt Ihr gleich hin! Bei Gott, Ihr könntet mir fünfzig, ja sogar hundert schuldig sein und ich würde darum nicht unruhiger schlafen; auf beiden Ohren würde ich schlafen, ich schwöre es Euch zu! — So müßt Ihr mir nicht kommen! — Ich kenne Euch seit den achtzehn Monaten, wäh-

rend welcher Ihr mein Haus mit eurem Besuche beehrt, zu genau, als daß mir jemals die tolle Idee gekommen sein sollte, ich würde bei Euch auch nur einen Heller verlieren; aber Ihr wißt es, in jedem Geschäfte gibt es ein Oben und ein Unten und die Rückkehr Sr. Eminenz des Cardinal-Herzog mußte nothwendig die Klingen für einige Wochen in ihre Scheiden zurückführen. Ich sage für einige Wochen, denn es geht das Gerücht, daß der Cardinal bald wieder aufbrechen wird, um in Begleitung des Königs den Krieg über die Berge zu tragen. Dann wird es Dinge geben, die mindestens ebensoviel werth sind, als die Belagerung von La Rochelle. Zum Teufel mit den Edicten und die Thaler regnen dann in Euere Tasche."

„Und eben darin, Freund Soleil, bist Du auf falscher Fährte, denn vorgestern Abend und gestern Morgen habe ich wie gewöhnlich gearbeitet und da es heute erst vier Uhr ist, so hoffe ich noch Beschäftigung zu finden, ehe der Tag scheidet, und bräche auch die Nacht herein, so ist Dame Phöbe in ihrem vollen Glanze, wie die Poeten sagen, und ich würde auf die Nacht rechnen, wenn mich der Tag im Stiche gelassen haben sollte. Was aber die Thaler anbelangt, welche Dir nicht so sehr in meinem, als vielmehr in deinem Interesse so viele Sorge verursachen, so kannst Du sehen oder vielmehr hören," und der Trinker ließ dabei das Geld in seiner Tasche klimpern, „daß es damit bei mir noch nicht zu Ende geht, und wenn ich trotzdem meine Rechnung nicht bezahle, je nun, so geschieht dies einfach darum, weil ich es für besser halte, dieselbe durch den ersten Edelmann bezahlen zu lassen, der kommen wird, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Möglich sogar," fuhr der sorglose Gast des Meister Soleil fort, indem er seine Stirn gegen die Fensterscheibe lehnte, „möglich sogar kommt Der, welcher Dich bezahlen soll, schon dort um die Ecke, mit der Nase im Winde, wie ein Jagdhund, der dem Wilde auf der Fährte ist; was er aber sucht, ist das Schild „zum gefärbten Barte"; jetzt hat er es gesehen und

scheint darüber sehr zufrieden; verschwinde daher, mein lieber Soleil, und da es sicher ist, daß dieser Edelmann mit mir zu reden hat, so kehre Du zu deinem Kochherde zurück und lasse die Leute vom Degen ihre Angelegenheiten unter einander abmachen. Bringe auch Lichter; in zehn Minuten wird es hier finster sein wie in einem Keller und ich liebe es, die Leute zu sehen, mit denen ich von Geschäften rede."

Der Trinker hatte sich nicht geirrt, denn während der Wirth durch die eine Thür verschwand, um die ihm ertheilten Befehle auszuführen, erschien auf der Schwelle der andern die Gestalt eines Mannes.

Bevor sich der Ankömmling in das Dämmerlicht des Saales wagte, durchmusterte er mit raschem Blicke alle Winkel desselben; als er sah, daß ein einziges Individuum sich darin aufhielt, welches allem Anscheine nach dasselbe war, das er suchte, zog er den Kragen seines Mantels bis an die Augen empor, um sein Gesicht so viel als möglich zu verbergen, und trat entschlossen in den Saal.

Wenn der Mann im Mantel gefürchtet hatte, erkannt zu werden, so war die von ihm getroffene Vorsicht durchaus nicht unnütz, denn in demselben Augenblicke trat auch Meister Soleil wieder ein, in jeder Hand eine angezündete Kerze tragend, die er auf zwei zinnerne Wandleuchter steckte.

Der neu Angekommene betrachtete sein Thun mit einer Ungeduld, die zu verbergen er sich nicht Mühe gab. Es war augenscheinlich, daß er es vorgezogen hätte, in dem Halbdunkel zu verweilen, welches in dem Saale geherrscht hatte, als er eintrat; doch begnügte er sich, den Bewegungen des Wirthes mit dem Blicke zu folgen, und erst als dieser sich entfernt hatte, und die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, wandte er sich an den Trinker, welcher ihm bis jetzt anscheinend nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ohne einleitende Vorrede fragte er ihn:

„Seid Ihr Der, den man Stephan Latil nennt,

ehemals zu den Leuten d'Epernon's gehörig, später Capitän in Flandern?"

Der Trinker, welcher eben im Begriff war, seinen Krug zum Munde zu führen, richtete, ohne den Kopf zu bewegen, einen Blick auf den Fragenden, und da die Frage in einem Tone gestellt war, der ihm nicht besonders behagen mochte, so gab er die Frage zurück:

„Gut, wenn ich nun Der wäre, der sich also nennt, was ginge das Euch an?"

Und er näherte seine Lippen vollends dem Rande des Kruges, dem sie sich bereits entgegengespitzt hatten.

Der Mann im Mantel ließ dem Trinker Zeit, einen tüchtigen Zug zu thun, als dieser aber fast den leeren Krug wieder auf den Tisch gestellt hatte, fragte er ihn in einem viel geschmeidigeren Tone nochmals, ob er die Ehre habe, den Edelmann Stephan Latil vor sich zu sehen.

„Ah, das läßt sich schon besser anhören," sagte mit billigendem Kopfnicken derjenige, an den die Frage gerichtet war.

„So thut mir die Liebe, mir zu antworten."

„Nun denn, ja, ich bin Stephan Latil in eigener Person, und was wollt Ihr von diesem armen Stephan?"

„Ich will ihm ein gutes Geschäft vorschlagen."

„Ein gutes Geschäft? ah! ah!"

„Es ist sogar besser als gut; es ist vortrefflich!"

„Um Verzeihung," sagte nun der, welcher die Namen Stephan Latil als die seinigen anerkannt hatte, „bevor wir weiter gehen, erlaubet meiner Wißbegierde dieselbe Vergünstigung wie der Eurigen; mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?"

„Mein Name dürfte wenig bei der Sache zu thun haben, vorausgesetzt, daß Ihr meinen Vorschlag angenehm findet."

„Ihr irrt, mein Edelmann, wenn Ihr glaubt, daß mir dies allein genügt. Ich bin wohl ein Zweitgeborener, das ist wahr, aber immerhin bin ich vom Adel, und diejenigen,

die Euch an mich gewiesen haben, hätten Euch sagen müssen, daß ich weder für den Pöbel noch für Spießbürger arbeite; wenn Ihr irgend einen Strauß mit einem Gevatter Handwerker oder Ladenbesitzer auszufechten habt, so mögt Ihr nur Eure Fäuste tüchtig gebrauchen, ich meinerseits menge mich in derlei Sachen nicht."

„Ich kann und will Euch meinen Namen nicht sagen, Meister Latil, aber ich mache mir nichts daraus, wenn Ihr meinen Rang erfahrt. Hier ist ein Siegelring, welcher Euch aufklären mag, vorausgesetzt, daß Ihr in der Wappenkunde nicht gar zu unerfahren seid."

Und einen Ring vom Finger ziehend, übergab er ihn dem Bravo, welcher sich damit dem Fenster näherte und ihn bei den letzten Strahlen des scheidenden Tages prüfte.

„O! O!" sagte er, „ein Onyx, mit einer Kunst gravirt, die man nur in Florenz versteht. Ihr seid Italiener und Marquis, mein Edelmann; wir wissen wohl, was das Weinblatt und die drei Perlen zu bedeuten haben; dabei seid Ihr reich, was nie etwas verdirbt; dieser Stein ist allein ohne seine Fassung 40 Pistolen werth."

„Genügt Euch das, und können wir jetzt von unseren Angelegenheiten reden?" fragte der Mann im Mantel, den Ring zurücknehmend und an seine feine weiße Hand steckend.

„Ja, das genügt mir, Herr Marquis; aber vor Allem und als Unterpfand des Handels, den wir abschließen wollen, wäre es liebenswürdig von Euch, ohne daß ich gerade eine Bedingung daraus mache, die zehn oder zwölf Krüge Wein zu bezahlen, welche ich in diesem Wirthshause schuldig bin. Ich bin ein Mann der Ordnung, und wenn mir bei einem meiner Abenteuer etwas Menschliches zustoßen sollte, so wäre ich untröstlich darüber, eine wenn auch noch so kleine Schuld hinterlassen zu müssen."

„Darauf soll es mir nicht ankommen."

„Und es hieße," fuhr der Trinker fort, „Eure Liebenswürdigkeit auf die Spitze treiben, wenn Ihr die beiden

leeren Krüge, die ich vor mir habe, durch zwei volle ersetzen ließet; denn ein befeuchtetes Wort geht besser vom Munde und ist auch viel mehr werth, als ein trockenes."

„Meister Soleil!" rief der Fremde, seinen Mantel noch um einen Grad höher emporziehend.

Der Wirth erschien fast im selben Augenblick.

„Die Rechnung dieses Herrn und zwei Krüge Wein vom besten."

Blitzschnell, und wie durch eine Versenkung, verschwand Meister Soleil und zeigte sich gleich darauf mit zwei Weinkrügen wieder, deren einen er vor den Fremden hinsetzte, während er mit dem andern seinen Stammgast bediente.

„Was die Rechnung anbelangt," sagte er, sich verbeugend, „so macht sie eine Pistole fünf Sous und zwei Deniers."

„Hier ist ein Louisdor," sagte der Unbekannte, das Goldstück auf den Tisch werfend, und da der Wirth in die Tasche griff, um den Ueberschuß zurückzugeben, beeilte er sich hinzuzufügen:

„Es ist nicht nöthig, daß Du mir den Rest wieder gibst, Du kannst ihn zu dem Haben dieses Herrn schreiben."

„Zu dem Haben?" brummte der Bravo in den Bart, „das ist ein Wort, welches auf eine Meile nach dem Kaufmann riecht; es ist wohl wahr, daß diese Florentiner alle insgesammt Kaufleute sind, und daß selbst ihre Herzoge wuchern, wie die Frankfurter Juden, aber — wie mein vortrefflicher Wirth sagt — sind die Zeiten schwer und man kann nicht immer unter seinen Kundschaften wählen."

Während dieses Selbstgespräches verließ Meister Soleil das Zimmer, indem er einen Bückling nach dem andern machte, und seinen Stammgast, der so großmüthige Bezahler für seine Rechnungen aufzutreiben wußte, mit Blicken der Achtung und Anerkennung betrachtete.

II.

Was aus dem Vorschlage wurde, den der Unbekannte dem Meister Stephan Latil machte.

Als sich die Thür hinter dem Wirthe abermals geschlossen hatte, begann der Unbekannte sein Gespräch mit dem Bravo auf's Neue.

„Nun," sagte er, „da Ihr wißt, daß Ihr es mit keinem Krämer zu thun habt, seid Ihr jetzt bereit, einem freigebigen Edelmanne beizustehen, damit er sich eines Nebenbuhlers entledigen könne, der ihn belästigt?"

„Man macht mir oft derlei Anerbietungen, Herr Marquis, und ich weise sie selten zurück; doch bevor wir weitergehen, ist es wohl gut, wenn Ihr die Preise kennt, die man mir zu bezahlen pflegt."

„Ich kenne sie: zehn Pistolen für das Secundiren in einem gewöhnlichen Duell, fünfundzwanzig Pistolen für die Herbeiführung eines Vorwandes, wenn die betreffende Person nicht die Absicht hat, sich zu schlagen, und hundert Pistolen für die Herbeiführung eines Streites, welcher ein unmittelbares Scharmützel mit der Person zur Folge hat, die getödtet auf dem Platze bleiben soll."

„So ist es," sagte der Klopffechter, „wenn die Person nicht todt bleibt, so gebe ich das Geld zurück, und rechne die Wunden gar nicht an, die ich etwa beigebracht habe."

„Ich weiß es, daß Ihr eben sowohl eine gute Klinge führt, als auch ein Mann von Ehre seid."

Stephan Latil verbeugte sich leicht in einer Weise, als hätte man ihm blos Gerechtigkeit widerfahren lassen; in der That war er nach seinen Begriffen ein Mann von Ehre.

„Ich kann also auf Euch zählen?“ fuhr der Unbekannte fort.

„Wartet! Gehen wir nicht so schnell vor, Ihr seid Italiener und müßt das Sprichwort kennen: Chi va piano va sano; wer langsam geht, geht sicher. Wir müssen zuerst wissen, welcher Natur das Geschäft ist, um das es sich hier handelt, und zu welcher der drei Kategorien der Vertrag gehört, den wir schließen wollen, ein Vertrag, dessen Summe übrigens im Vorhinein bezahlt werden muß.“

„In dieser Börse sind wohlgezählte hundert Pistolen; Ihr könnt Euch von der Richtigkeit der Summe überzeugen.“

Der Unbekannte warf eine seidene Börse auf den Tisch.

Trotz des verführerischen Klanges, den sie von sich gab, berührte sie der Klopffechter nicht, ja er sah sie kaum an.

„Es scheint also,“ sagte er, „daß wir die beste Qualität wollen, das augenblickliche Scharmützel,“ und seine Lippen geriethen in jenes höhnische Zucken, das seiner Miene etwas so Schreckliches verlieh.

„Und der Tod des Gegners ist auch die Bedingung,“ erwiederte der Unbekannte, ohne — so groß seine Selbstbeherrschung auch sein mochte — ein leichtes Zittern seiner Stimme verbergen zu können.

„Ich brauche nur noch den Namen, den Stand und die Gewohnheiten Eures Nebenbuhlers zu erfahren. Ich glaube nach meiner gewohnten Weise arbeiten zu können, und dazu ist es nöthig, daß ich über die Person, um die es sich handelt, genau unterrichtet werde. Wie Ihr wißt, oder vielleicht auch nicht wißt, hängt Alles davon ab, wie man sich mit dem Degen auslegt; anders thut man dies gegenüber einem eben nach Paris gekommenen Landtölpel, anders gegenüber einem bekannten Fechter; anders, wenn man einen milchbärtigen Pagen, anders wieder, wenn man die Garden des Königs oder des Herrn Cardinals vor sich hat. Wenn ich nun von Euch schlecht unterrichtet würde, so könnte es mir begegnen, daß ich, statt Euren Nebenbuhler zu tödten, von diesem

getödtet werde, was weder für Eure noch für meine Zwecke besonders vortheilhaft wäre. Auch ist mit dem Duell die Gefahr nicht vorüber. Wenn die Geschichte ein wenig Lärm macht, so ist das Wenigste, was mir geschehen kann, ein mehrmonatlicher Aufenthalt in einem Gefängnisse; diese Orte sind feucht, und der Wein, der den schädlichen Dünsten daselbst das Gleichgewicht halten soll, ist theuer. Das Alles muß in Rechnung gebracht werden."

„Wenn es sich um zwanzig oder dreißig Pistolen mehr handelt, so weiß ich, was recht ist, und es soll mir auch darauf nicht ankommen."

„Kommen wir also zur Sache," sagte Meister Stephan; „wer ist Euer Feind, wann und wie soll er angegriffen werden? Vorerst aber seinen Namen!"

„Sein Name thut nichts zur Sache," antwortete der Mann im Mantel, „wir gehen heute Abend mitsammen in die Rue de la Cerisaie; ich werde Euch die Hausthür zeigen, aus welcher er um zwei Uhr nach Mitternacht heraustritt; Ihr werdet ihn erwarten, und da er allein es sein kann, der dieses Haus in so später Stunde verläßt, so ist ein Mißverständniß unmöglich; übrigens gebe ich Euch ein Zeichen an dem Ihr ihn mit leichter Mühe erkennen müßt."

Der Bravo schüttelte mit dem Kopfe, stieß die Börse zurück, die er bereits mit seinen Fingern berührt hatte, und ließ sich wieder in seine bequeme Lage zurückfallen.

„Das ist nicht genug," sagte er, „ich habe es Euch gesagt und ich wiederhole es Euch nun, daß ich vor Allem wissen muß, mit wem ich zu thun bekomme."

Der Unbekannte ließ sich ein Zeichen der Ungeduld entschlüpfen.

„In der That," sagte er, „Ihr treibt Euer Bedenken zu weit, Meister Latil, Euer Gegner wird Euch in keinem Falle weder einen Schaden zufügen, noch Euch widerstehen können; er ist ein Kind von kaum 23 Jahren, erst seit acht Tagen wieder in Paris, von dem alle Welt glaubt, daß er

sich noch in Italien befinde. Uebrigens werdet Ihr den jungen Mann zu Boden strecken, bevor er noch Gelegenheit hatte, Eure Gesichtszüge zu unterscheiden; zur größten Vorsicht könnt Ihr Euch ja auch einer Maske bedienen."

„Aber wißt Ihr auch, mein Edelmann," sagte Latil, seine Ellbogen auf den Tisch und seinen Kopf auf seine Fäuste stützend, „wißt Ihr auch, daß Euer Vorschlag auf einen Mord hinausgeht?"

Der Unbekannte blieb stumm, Latil schob seinerseits die Börse vollends zurück. „In diesem Falle," sagte er, „bin ich nicht Euer Mann, und das Geschäft, das Ihr mir vorschlagt, gefällt mir ganz und gar nicht."

„Sollten Euch diese Scrupel im Dienste des Herzogs von Epernon gekommen sein, mein guter Freund?" fragte der Unbekannte.

„Nein," antwortete Latil, „denn ich habe gerade darum den Dienst des Herzogs von Epernon verlassen."

„Ihr könntet Euch also mit den Simons nicht einverstehen?"

Die Simons waren die Henkersknechte des alten Herzogs.

„Die Simons," sagte Latil mit einer Miene höchster Verachtung, „betreiben ihr Geschäft mit Dolchstichen, während ich nur Degenstöße austheile."

„Nun," sagte der Unbekannte, „ich sehe, daß man die Summe verdoppeln muß. Sei es denn, ich will zweihundert Pistolen an diese Laune wenden."

„Und ich sage Euch, daß mich das nicht bestimmen soll; ich arbeite nun einmal nicht als Henker. Ihr werdet Leute genug dazu finden, bei St. Pierre herum, da halten sie sich auf. Was liegt Euch übrigens daran, wie ich Euch seiner entledige, wenn er nur aus Eurem Wege geräumt wird."

„Er wird Eure Herausforderung nicht annehmen."

„Sacrebleu! ich glaube selbst, daß es ihm unangenehm sein wird; die Latil von Pompignac zählen unter ihren Ahnen keine Kreuzfahrer, wie die Rohan und die Montmorency,

das ist wahr, aber sie sind von gutem Adel, und obwohl ich ein Jüngstgeborener bin, so halte ich mich doch für einen Cavalier."

„Und doch sage ich Euch, daß er Eure Herausforderung nicht annehmen wird."

„Dann werde ich ihm so viel Stockschläge beibringen, daß er sich in der guten Gesellschaft nicht mehr wird blicken lassen können."

„Er ist keiner von Denen, die man mit dem Stocke schlägt."

„O! O! Es ist also der Herr Cardinal selbst, dem Ihr an den Kragen wollt?"

Der Unbekannte antwortete nicht, er zog aus seiner Tasche zwei Geldrollen, deren jede hundert Pistolen enthielt, und welche er neben die Börse auf den Tisch legte. Bei der Bewegung aber, die er machte, verschob sich sein Mantel, und Latil konnte bemerken, daß Derjenige, der mit ihm unterhandelte, sowohl vorne als hinten einen Höcker hatte.

„Dreihundert Pistolen," sagte der bucklige Edelmann, „werden wohl Eure Scrupel beseitigen und Euren Einwürfen ein Ziel setzen."

Latil schüttelte den Kopf und stieß einen Seufzer aus.

„Ihr habt sehr verlockende Manieren, mein Edelmann," sagte er, „und ist schwer, Euch zu widerstehen; man müßte in der That ein Herz von Stein haben, um einen Edelmann wie Euch in der Verlegenheit zu sehen, ohne mit ihm das Mittel zu suchen, wie er aus derselben gezogen werden könnte. Suchen wir also!"

„Ich kenne kein anderes Mittel, als dieses hier," sagte der Unbekannte, und zwei neue nicht minder gewichtige Geldrollen wurden neben die ersten auf den Tisch gelegt. „Aber," fuhr er fort, „dies ist auch die Grenze; es ist nun an Euch, zu verweigern oder anzunehmen."

„Ah! Versucher!" brummte Latil, indem er die

Börse und die Geldrollen an sich zog, „Ihr macht, daß meine Grundsätze wanken."

„Seht Ihr," sagte der Andere, „ich wußte es wohl, daß wir uns endlich verständigen würden."

„Kommen wir also zur Sache. Ihr sprecht von der Rue de la Cerisaie, nicht wahr?"

„Ja."

„Für heute Abend?"

„Wenn es möglich ist."

„Ihr müßt mir die Zeichen genau angeben, damit ich nicht fehlgehe."

„Das ist selbstverständlich; da Ihr übrigens jetzt zur Vernunft gekommen seid, und da ich Euch bezahlt habe —"

„Einen Augenblick! Das Geld ist noch nicht in meiner Tasche."

„Wollt Ihr neue Schwierigkeiten machen?"

„Das nicht, aber wir haben von den Ausnahmen noch nicht gesprochen, exceptis excipiendis, wie wir im Collegium von Libourne zu sagen pflegten."

„Sprechen wir also von den Ausnahmen."

„Vor Allem — es ist weder der König noch der Cardinal?"

„Weder der Eine noch der Andere."

„Noch auch ein Freund des Cardinals?"

„Im Gegentheile, ein Feind desselben."

„Und wie steht er zum Könige?"

„Er ist ihm gleichgiltig; aber die Köngin sieht ihn gern, das kann ich Euch nicht verschweigen."

„Es ist nicht der Cardinal von Bèrulle?"

„Habe ich nicht gesagt, daß er erst dreiundzwanzig Jahre zählt?"

„Ich begreife nun: es ist irgend ein Liebhaber der Königin."

„Vielleicht! — Bist Du nun mit der Liste deiner Ausnahmen zu Ende?"

„Ja. . . .“

„Arme Königin!“ murmelte Latil, seine Hand auf das Geld legend und sich vorbereitend, es in die Tasche zu schieben. „Sie hat gar kein Glück, eben hat man ihr erst den Herzog von Buckingham getödtet —“

„Und,“ unterbrach ihn der bucklige Edelmann, welcher seinem Zögern endlich einmal eine Grenze setzen wollte, „jetzt wird man ihr den Grafen von Moret tödten!“

Latil sprang von seinem Sitze in die Höhe.

„Wie,“ rief er, „den Grafen von Moret?“

„Den Grafen von Moret,“ wiederholte der Unbekannte; „wie es scheint, habt Ihr ihn in der Liste Eurer Ausnahmen nicht genannt.“

„Anton von Bourbon?“ fuhr Latil fort, indem er seine beiden Fäuste auf die Tischplatten stemmte.

„Anton von Bourbon, so ist es.“

„Den Sohn unseres guten Königs Heinrich?“

„Den Bastard, wollt Ihr sagen!“

„Die Bastarde sind die wahren Söhne der Könige, vorausgesetzt, daß diese sie aus Liebe und nicht aus Pflicht zeugen; nehmt Euer Gold zurück, mein Herr, niemals werde ich die Hand gegen einen Sohn des königlichen Hauses erheben.“

„Der Sohn der Jacqueline von Beuil gehört nicht zum königlichen Hause.“

„Aber der Sohn König Heinrichs IV. gehört wohl zu demselben.“

Darauf sich erhebend, die Arme kreuzend und einen fürchterlichen Blick auf den Unbekannten werfend, sagte Latil:

„Wißt Ihr wohl, mein Herr Cavalier, daß ich dabei war, als man den Vater tödtete?“

„Ihr?“

„Ich stand auf dem Fußtritte der Carosse als Page des Herrn Herzogs von Epernon. Der Mörder mußte mich mit seinen Händen beiseite schieben, um zu ihm zu gelangen; ohne mich hätte er sich vielleicht geflüchtet. Ich war es, der

sich an seine Kleider klammerte, als er davonspringen wollte. Da seht her" — Latil zeigte seine mit Narben bedeckten Hände — „hier sind die Spuren der Messerhiebe, mit denen er mich tractirte, um meiner los zu werden. Das Blut des großen Königs vermischte sich mit dem meinigen, und zu mir kommt Ihr, um mir vorzuschlagen, das seines Sohnes zu vergießen? Ich bin kein Ravaillac, aber Ihr, Ihr seid ein Elender! Nehmt also Euer Gold und entfernt Euch schnell, oder ich spieße Euch an die Mauer wie ein giftiges Thier!"

„Schweige, Bandit," rief der Unbekannte, einen Schritt zurückweichend, „oder ich lasse deine Zunge durchbohren und deine Lippen zusammennähen."

„Nicht ich bin ein Bandit, aber Du bist ein Mörder, und da ich nicht von der Polizei bin und Dich daher auch nicht festnehmen kann, um Dich daran zu verhindern, daß Du Deine schändlichen Vorschläge anderswo machst, wo sie vielleicht angenommen würden, so will ich deine Pläne mit Dir zugleich vernichten und aus deiner mißgestalteten Person das machen, wozu sie einzig und allein gut genug ist, eine Vogelscheuche nämlich."

Während er die letzten Worte sprach, zog Latil seinen langen Degen aus der Scheide und führte damit nach dem Manne im Mantel einen kräftigen Stoß.

Jener aber, den dieser Stoß in der That durchbohren und einer Fledermaus gleich an die Wand hätte nageln müssen, wenn er ihn abgewartet hätte, machte mit einer Gewandtheit, die man von einem Manne seiner Statur gewiß nicht erwartet hätte, einen Sprung nach rückwärts, zog blitzschnell seinen Degen und lag in demselben Augenblicke vor Latil in der Parade, dem er nun mit so gebundenen Stößen und meisterhaften Finten zusetzte, daß der Klopffechter es für nöthig erachtete, seinen ganzen Vorrath von Kunst, Klugheit und Kaltblütigkeit zu Hilfe zu rufen; dann, als ob es ihn gefreut hätte, in dem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, einen Gegner gefunden zu haben, der ihm

ebenbürtig war, nahm er sich vor, den Kampf so lange als möglich dauern zu lassen und begnügte sich von nun an, mit einer solchen Geschicklichkeit zu pariren, als ob er sich auf dem Fechtboden befunden hätte, in der Erwartung, die Ermüdung oder ein Fehler seines Gegners würden ihm die Gelegenheit zu einem jener Meisterstöße geben, wegen deren er so berühmt oder vielmehr so berüchtigt war.

Minder geduldig als er war der Bucklige. Als er die fruchtlose Bemühung sah, eine ungedeckte Stelle an seinem Gegner zu finden, auch ohne Zweifel Eile hatte, und überdies zu bemerken glaubte, daß Latil sich zwischen ihn und die Thür dränge, um ihm den Rückzug abzuschneiden, fing er plötzlich an zu schreien:

„Zu mir, meine Freunde! Zu Hilfe! Man ermordet mich!“

Kaum hatte der bucklige Edelmann diesen Ruf ausgestoßen, als drei Männer, welche sich in der benachbarten Gasse aufgehalten hatten, plötzlich in den niedern Saal stürzten und zu gleicher Zeit den unglücklichen Latil angriffen, welcher, als er sich nach ihnen umwandte, nicht den Stoß zu pariren vermochte, den der Bucklige in diesem Augenblicke nach seiner Schulter führte, und da einer der Eingedrungenen zur selben Zeit von einer andern Seite auf ihn einhieb, so erhielt er auf einmal zwei tödtliche Wunden.

Latil fiel röchelnd der Länge nach auf den Boden nieder.

III.

Der bucklige Edelmann überzeugt sich, daß es nicht recht von ihm war, den Grafen von Moret tödten lassen zu wollen.

Ein Stillschweigen von einigen Augenblicken folgte dieser Katastrophe; die Degen wurden schweigend und vorsichtig abgewischt und in ihren Scheiden verwahrt.

Aber bei dem Lärm, der vorhergegangen war, bei dem Schmerzensschrei Latil's, bei dem Klirren der Waffen, war Meister Soleil mit seinen Gehilfen durch die Küchenthür herbeigekommen, während einige Neugierige ihre Köpfe durch die Thür gesteckt hatten, welche auf die Straße führte.

Alle blickten mit Schrecken auf den am Boden hingestreckten Mann und zeigten einander schaudernd die vier Blutbäche, welche aus seinen vier Wunden strömten und in dem Saale eine häßliche Lache bildeten.

Inmitten dieses Schweigens sagte ein Stimme:

„Man muß die Wache holen."

Aber derjenige der drei Freunde des buckligen Edelmannes, der ihm zuerst zu Hilfe gekommen war, und Latil die Rückenwunde beigebracht hatte, rief:

„Daß Niemand sich vom Flecke rührt! Die Sache geht uns allein an, und wir verantworten Alles. Ihr seid Zeugen, daß wir nichts Anders thaten, als daß wir unserem Freunde hier, dem Marquis Pisani, zu Hilfe eilten, welchen dieser infame Bandit in einen Hinterhalt gelockt hatte; fürchtet daher nichts; Ihr habt es mit vornehmen Leuten, mit den Freunden des Herrn Cardinals thun."

Sämmtliche Anwesende entblößten ihre Häupter, doch

waren sie durch die Auskunft, die ihnen ertheilt worden war, augenscheinlich noch nicht ganz beruhigt über die Folgen eines Ereignisses, welches in jener Zeit wohl nicht zu den seltenen gehörte, aber dessen Umstände ihm eine besondere Wichtigkeit verliehen.

Der Redner begriff, daß um das allgemeine Vertrauen herzustellen, es nöthig sei, etwas umfassendere Aufklärungen zu geben. Er ließ sich daher nicht lange bitten, und mit dem Finger einen seiner Gefährten bezeichnend, sagte er: „Sehet hier zuerst den Herrn Vincent Voiture, einen bekannten Dichter und Schöngeist, welcher einer der ersten Akademiker Consard's sein wird, wenn Consard seine Akademie einmal gegründet hat, und welcher einstweilen Einführer der Gesandten bei Monsieur, Sr. königlichen Hoheit, ist."

Ein kleiner, frischer, sehr elegant in Schwarz gekleideter Mann verbeugte sich, als er zur Bewunderung der Umstehenden seine Titel aufzählen hörte.

„Ferner," fuhr der Redner fort, „ist hier der Herr Graf von Brancas, Sohn des Herrn Herzog von Villars, Ehrencavalier Ihrer Majestät der Königin; endlich," setzte er, die Stimme erhebend und mit dem Kopfe schüttelnd, wie ein Pferd seine Mähne schüttelt, hinzu, „endlich bin ich da: Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun, Herr von Souscarrières, Sohn des Herrn Herzogs von Bellegarde, Großstallmeisters von Frankreich, Großofficiers der Krone, Freund des seligen Königs Heinrich IV., und guter Unterthan des glorreich regierenden Königs Ludwigs XIII. Wenn alle diese Bürgschaften Euch nicht genügen, so wüßte ich Euch keine andere anzubieten; doch, da Ihr nun die Mühe habt, den Fußboden hier zu waschen und den Leichnam zu bestatten und eine jede Mühe ihren Lohn verdient, so ist hier etwas, womit Ihr Euch bezahlt machen könnt."

Und die Börse vom Tische nehmend, warf Peter von Bellegarde, der Marquis von Montbrun, dieselbe zu den Füßen des Wirthes nieder, ließ die vier Rollen zu hundert

Pistolen in seine Tasche gleiten, ohne vom Marquis Pisani in dieser fingerfertigen Handlung gestört zu werden, welcher sich bereits aus dem Saale geschlichen hatte.

Der Wirth und seine Gehilfen waren durch die Aufzählung so glänzender Namen und Titel, sowie durch den Klang des Goldes, welches auf den Dielen nach allen Seiten hin rollte, ganz verblüfft worden; sie nahmen achtungsvoll ihre Kappen ab, grüßten linkisch, indem sie mit den Füßen hintenaus scharrten, und nahmen die Lichter von den Wänden, um die Ehre haben zu können, Edelleuten voranzuleuchten, welche so freundlich gewesen waren, einen Menschen in ihrem Hause zu tödten, und eine Börse voll Gold daselbst zu hinterlassen, deren Inhalt soeben von Madame Soleil, welche eine gute Wirthin war, zusammengerafft und in die Tasche gesteckt wurde, worauf Peter von Bellegarde, der mit der Schönheit des Wortes auch die Würdigkeit der Geberde verband, seinen Mantel in den rechten Faltenwurf brachte, seinen Schnurbart strich, seinen Hut auf das linke Ohr drückte und elastischen Schrittes den Saal verließ.

Die Anderen folgten ihm mit ebenso heiteren als herausfordernden Mienen.

Während alle Drei sich anschickten, dem Marquis Pisani zu folgen, der bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, müssen wir den Leser mit einigen unerläßlichen Details über die Personen bekannt machen, die wir ihm vorgeführt haben.

Der, welchem wir bei dem eben erzählten Drama die Hauptrolle zugetheilt haben, war der Marquis von Pisani, Sohn der Frau Marquise von Rambouillet, Tochter des Johann von Vivonne und der Julie Savelli, einer römischen Dame.

Wenn man von der Marquise von Rambouillet sprach, so hieß das von jener Frau sprechen, welche seit 50 Jahren den Ton in der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts angab.

Der Marquis von Pisani war als ein schöner Knabe mit geraden Gliedern zur Welt gekommen, wie die andern Kinder der Marquise. Er wäre auch wahrscheinlich so schlank in die Höhe gewachsen, wie diese, welche man die Tannen von Rambouillet nannte, wenn er nicht in seiner Kindheit das Rückgrat durch einen Sturz gebogen hätte, welcher Unfall aus ihm einen so scheußlich entstellten Menschen machte, daß man für seinen Körper niemals hatte einen Küraß machen können, obgleich er sich deshalb an die ersten Waffenschmiede Frankreichs und Italiens gewandt hatte. Diese Mißbildung war auch die physische Ursache, daß aus dem Edelmanne von Geist zuweilen eines der hassenswerthesten Wesen, eine Art Dämon, wurde, dem kein Mittel verwerflich war, wenn es galt, etwas Jugendliches und Schönes zu zerstören; die Ursache ferner, daß dieser unterrichtete Cavalier im Stande war, in einem jener Anfälle von Wuth, wie wir einen solchen soeben belauschten und die bei ihm jedesmal dann einzutreten pflegten, wenn er bei einem seiner verliebten Abenteuer eine Niederlage erlitten hatte, das schwärzeste und eines Herrn von seinem Namen und seinem Stande unwürdigste Verbrechen zu begehen.

Der Zweite war Vincent Voiture, Sohn eines Weinhändlers. Vincent Voiture, welcher sich in der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts einen populären Namen erworben hat, war nicht allein, wie er gesagt hatte, der Einführer der Gesandten bei Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Gaston von Orleans, dem Bruder der Königs; er war auch einer der ersten, wenn nicht gar der erste Schöngeist seiner Zeit. Er war klein, aber wohlgestaltet, kleidete sich mit sorgfältiger Eleganz, hatte ein naives, um nicht zu sagen ausdruckloses Gesicht, und war dem Spiele mit einer solchen Leidenschaft ergeben, daß er jedesmal, wenn er spielte, nach fünf Minuten das Hemd wechseln mußte; er war der Liebling der Prinzessinnen und der schönen Damen jener Zeit, mit denen er fast durchgehends auf vertrautem Fuße stand; er war der Schützling der Königin Anna von Oesterreich, der

unzertrennliche Gesellschafter der Frau Prinzeß Condé, der Gattin jenes Condé, der durch seine Sittenlosigkeit, seine Feigheit und seinen Geiz einen Flecken in diese Heldenfamilie gebracht hat; er war endlich der Freund der Marquise von Rambouillet und anderer bedeutender Frauen des Hofes. Tapfer wie er war, zögerte er niemals, die Klinge an seiner Seite das Tageslicht sehen zu lassen; man sprach von dreien seiner Duelle, welche viel Aufsehen gemacht hatten; das eine hatte am Tage, das andere beim Mondschein, das dritte beim Lichte einer Kerzenflamme stattgefunden. Der Marquis von Pisani konnte nicht ohne ihn sein, und er war sein beständiger Gefährte bei guten, wie bei schlimmen Abenteuern.

Der Dritte war der junge Graf von Brancas, Ehrencavalier der Königin-Mutter, Maria von Medicis. Mit Ausnahme Lafontaine's gab es vielleicht im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich keinen zerstreuteren Menschen als ihn. Als er einst in der Nacht irgendwo fortritt, fielen Räuber ihm in den Zügel.

„He, Lakaien," rief er, „laßt doch mein Pferd gehen."

Er bemerkte die wahre Lage erst, als man ihm die Pistole auf die Brust setzte.

An seinem Hochzeitstage sagte er dem Bader, bei welchem er zuweilen schlief, er sollte für ihn ein Bett bereit halten, weil er die Nacht bei ihm zubringen wollte.

„Aber was fällt Euch denn ein, Herr Graf," entgegnete der Bader, „Ihr habt Euch ja heute Morgen vermält?"

„Meiner Treu, das ist wahr," sagte er; „daran dachte ich nicht mehr."

Der Vierte endlich war Souscarrières und wir wollen vor der Hand weiter nichts von ihm sagen, da sich im Laufe der Erzählung Gelegenheit genug bieten wird, ihn dem Leser so gut als möglich bekannt zu machen. Die Art übrigens, wie er sich bei dem erzählten Vorfalle benahm, wird hoffentlich vorläufig genügen, um sich ein flüchtiges Bild von dieser eigenthümlichen Persönlichkeit entwerfen zu können.

Alle Drei hatten, wie wir erwähnt, triumphirend die Schenke „zum gefärbten Barte" verlassen, hatten, die Einen springend, die Andern kriechend, die Barriere gewonnen, welche Tag und Nacht die beiden Enden der Rue de l'homme armé absperrte, und waren dem Marquis Pisani gefolgt, welchen sie auf dem Wege nach dem Hôtel Rambouillet anzutreffen hofften, das in der Rue St. Thomas du Louvre gelegen war, an dem Platze, wo sich jetzt das Theater du Vaudeville erhebt.

Sie holten ihn auch ein, aber erst an der Ecke der Rue Fromenteau und der Rue des Orties, d. h. nur noch hundert Schritte von dem Hôtel entfernt.

Ihre Schritte hinter sich vernehmend, hatte der Marquis sich nach ihnen umgewandt und sie erkannt; sofort ließ er sich, ganz außer Athem durch den heftigen Lauf, auf dem steinernen Vorsprung eines Portales nieder, lehnte sein Haupt gegen die Mauer und erwartete seine Freunde.

Diese kamen nicht in einer Gruppe herbei, sondern waren in ziemlicher Entfernung auseinander, welche nicht sowohl durch den Grad der Wunden, die sie erhalten hatten, sondern durch die Länge ihrer Beine bedingt war. Zuerst kam Souscarrières, eine Art Athlet in der Höhe von 5 Fuß 9 Zoll; hinter ihm lief der Graf Brancas, der eigentlich schon vergessen hatte, was vorgefallen war und sich vergebens fragte, wodurch er zu solcher Eile gedrängt werde. Zuletzt keuchte der kleine Voiture einher, der trotz seiner dreißig Jahre schon Anlage zur Fettleibigkeit zeigte.

Souscarrières blieb vor Pisani stehen, welcher mit seiner häßlichen Gestalt, mit seiner verzerrten Miene und seinem glühenden Blicke einer jener phantastischen Figuren glich, die von der tollen Einbildungskraft der Architecten des 15. Jahrhunderts an die Portale der damaligen Gebäude hingezaubert wurden.

„Du bist doch völlig toll, Pisani," sagte Souscarrières, indem er die Arme kreuzte und sich dicht vor sei-

nen Freund hinstellte, „daß Du unaufhörlich Dich und uns mit Dir in solche häßliche Geschichten stürzest. Da wurde nun ein Mann getödtet — es ist das freilich kein großes Unglück; er war ein bekannter Halsabschneider, wir werden bezeugen, daß Du Dich in dem Falle der gesetzlichen Nothwehr befandest, und sein Tod wird ohne weitere schlimme Folgen für Dich sein; aber setze den Fall, daß ich nicht zu rechter Zeit gekommen wäre und ihn von hinten gespießt hätte, während Du ihm diesen Liebesdienst von vorne erwiesest — was wäre geschehen? Nichts, als daß Du jetzt selbst an seinem Spieße stäckest wie eine Lerche."

„Nun," antwortete Pisani finster, „wo wäre dabei das große Unglück?

„Wie, wo dabei das Unglück wäre?"

„Ja! Wer sagt Dir, daß ich nicht den Tod suche? Führe ich etwa ein angenehmes Leben, verspottet von den Männern, verachtet von den Frauen, wie ich es bin? Wäre da der Tod nicht eben so viel werth, oder wäre es nicht besser, wenn ich das Licht dieser Welt gar nicht erblickt hätte?"

Und mit den Zähnen knirschend, hob er seine Faust gegen den Himmel.

„Aber wenn Du Dich mit Gewalt tödten lassen willst, mein lieber Marquis, wenn der Tod Dir gar so viel werth ist, warum riefst Du uns dann zu Hilfe, als der Degen des ehrenwerthen Latil im Begriffe stand, deinen Wunsch zu erfüllen?"

„Weil ich mich rächen will, bevor ich sterbe."

„Was der Teufel! Wenn man sich rächen will und dabei einen Freund hat, der Souscarrières heißt, so theilt man ihm hübsch seine kleinen Angelegenheiten mit und rennt nicht blindlings in eine finstere Schenke, um daselbst einen Strolch aufzusuchen, der seine Degenstöße verkauft."

„Ich mußte diesen Strolch aufsuchen, weil nur ein solcher mir den Dienst erweisen kann, den ich begehre. Wenn dieser Dienst deiner würdig gewesen wäre, so hätte ich mich

gewiß an keinen Andern gewendet, ja nicht einmal zu Dir wäre ich gekommen; ich selbst hätte meinen Mann herausgefordert und getödtet. Einen verhaßten Nebenbuhler zu seinen Füßen im Todeskampfe zu sehen, ist ein zu wollüstiges Gefühl, als daß man es sich entgehen lassen sollte."

„Und warum läßt Du es Dir entgehen?"

„Du willst mich etwas sagen lassen, was ich weder sagen kann noch will."

„Heraus mit der Sprache, Mordieu; das Ohr eines ergebenen Freundes ist ein Brunnen, in dem Alles spurlos untersinkt, was hineingeworfen wird. Du dürstest nach dem Blute eines Mannes — nun wohl, so schlage Dich mit ihm, tödte ihn."

„Aber, Unglücklicher," rief Pisani, den seine Leidenschaft ganz fortriß, „schlägt man sich wohl mit den Prinzen von Geblüt, oder schlagen sich die Prinzen von Geblüt etwa mit uns einfachen Edelleuten? Nein — wenn man sich ihrer entledigen will, so muß man sie ermorden lassen."

„Und das Schaffot?" fragte Souscarrières.

„Wenn er einmal todt gewesen wäre, so hätte ich auch mir den Tod gegeben; habe ich nicht einen Ekel vor dem Leben?"

„Oho!" rief plötzlich Souscarrières, sich an die Stirne schlagend. „Sollte ich vielleicht zufällig errathen?"

„Es ist möglich," sagte Pisani, sorglos die Achsel zuckend.

„Sollte der Mann, auf den Du eifersüchtig bist, mein lieber Pisani, etwa gar —"

„Vollende immerhin."

„Aber nein, es kann nicht sein; Der, den ich meine, ist erst vor acht Tagen aus Italien zurückgekehrt."

„Es bedarf keiner acht Tage, um sich vom Hôtel Montmorency in die Rue Cerisaie zu begeben."

„Es ist also —" Souscarrières zögerte einen Augen-

blick und es war, als ob ihm das Wort unabsichtlich entschlüpfte — „es ist also der Graf von Moret?“

Ein schrecklicher Fluch aus dem Munde des buckligen Marquis war seine einzige Antwort.

„So; und wie heißt deine Flamme, mein lieber Pisani?“

„Ich liebe Frau von Maugiron.“

„Das ist ja eine köstliche Geschichte,“ rief Souscarrières mit einem schallenden Gelächter herausplatzend.

„Ist das so lächerlich, was ich Dir erzählt habe?“ fragte Pisani stirnrunzelnd.

„Frau von Maugiron, die Schwester der Marion Delorme?“

„Ja, die Schwester der Marion Delorme.“

„Welche in demselben Hause wohnt, wie ihre andere Schwester, Frau von Montagne?“

„Ja, und hundertmal ja!“

„Nun, mein theurer Marquis, wenn Du keinen andern Grund hattest, dem armen Grafen nach dem Leben zu trachten, als den, daß er der Geliebte der Frau von Maugiron ist, so danke Gott, daß dein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist, denn ein braver Edelmann wie Du hätte sein lebelang die schrecklichsten Gewissensbisse über dieses unnöthige Verbrechen gehabt.“

„Wie das?“ fragte Pisani, sich von seinem Steine erhebend.

„Weil der Graf von Moret nicht der Geliebte der Frau von Maugiron ist.“

„Und wessen Geliebter ist er wohl?“

„Der ihrer Schwester, der Frau von la Montagne.“

„Unmöglich!“

„Marquis, ich schwöre Dir, daß dem so ist.“

„Der Graf von Moret wäre der Geliebte der Frau von la Montagne? Du schwörst mir das?“

„Auf das Wort eines Edelmannes.“

„Aber ich habe mich jüngst des Abends zu Frau von Maugiron begeben."

„War das vielleicht vorgestern?"

„Ja vorgestern."

„Um 11 Uhr des Abends?"

„Wieso weißt Du das?"

„Ich weiß es, ich weiß es. Ebenso wie ich weiß, daß Frau von Maugiron nicht die Geliebte des Grafen von Moret ist."

„Du irrst, sage ich Dir."

„Erzähle immerhin weiter."

„Ich bestand darauf, bei ihr einzutreten; sie hatte mir gesagt, daß ich kommen könnte und sie allein finden würde. Ich stoße also den Lakai zur Seite und dringe bis an die Thür ihres Schlafzimmers vor. Aus diesem Schlafzimmer aber drang eine Männerstimme an mein Ohr."

„Ich sage auch nicht, daß Du nicht die Stimme eines Mannes gehört hast, ich behaupte blos, daß diese Stimme nicht dem Grafen von Moret gehörte."

„O, Du folterst mich in der That mit deinem Zweifel."

„Du hast ihn doch nicht gesehen?«

„Ja! ich habe ihn allerdings gesehen."

„Wie das?"

„Ich postirte mich in den Schatten des gegenüberliegenden Hauses und von dort sah ich ihn das Haus der Maugiron verlassen, sah ihn so deutlich, wie ich Dich jetzt sehe."

„Nur vergißt Du, daß er um jene späte Stunde nicht die Maugiron, sondern die Montagne verließ."

„Wenn dem so ist," rief Pisani, „wer war dann jener Mann, dessen Stimme ich aus dem Schlafzimmer der Maugiron hörte?"

„Bah! Marquis, sei ein Philosoph."

„Wie meinst Du das?"

„Ja, wozu ist es gut, sich über derlei Dinge zu beunruhigen."

„Wie, wozu das gut wäre? Und ich sage Dir, daß ich mich so weit darüber beunruhige, daß ich den Mann tödten werde, da er nicht zu der königlichen Familie gehört."

„Daß Du ihn umbringen wirst? Ah! Ah!" sagte Souscarrières in einem Tone, welcher dem Marquis auffiel.

„Ganz gewiß. Du kannst meine Worte buchstäblich nehmen."

„So? So? Und ohne weiters willst Du ihn tödten, ohne ihn sogar zu warnen," fragte Souscarrières, und der Ausdruck seiner Worte wurde immer ironischer.

„Ja, ja! und hundertmal ja!"

„So? Nun dann tödte mich, denn jener Mann war meine eigene Wenigkeit."

„Ah, Schelm!" rief Pisani mit den Zähnen knirschend und seinen Degen blitzschnell aus der Scheide reißend, „vertheidige Dich!"

„O, Du hast nicht nöthig, mich darum zu bitten, lieber Marquis," rief Souscarrières, einen Sprung nach rückwärts machend und sich auslegend. „Achtung!"

Und nun begann ungeachtet der Rufe Voiture's und ungeachtet des Erstaunens des würdigen Brancas, welcher von dem was vorging nicht das Geringste begriff, zwischen dem Marquis Pisani und Souscarrières ein Kampf, der um so fürchterlicher war, als er ohne jede andere Beleuchtung vor sich ging, als die der von Wolken verschleierte Mond gewährte; ein Kampf, in dem beide Gegner sowohl durch die Eigenliebe als durch den Selbsterhaltungstrieb veranlaßt wurden, alle Mittel der Fechtkunst anzuwenden.

Souscarrières, welcher in allen Leibesübungen Meister war, bildete auch hier den stärkeren und geschickteren Theil, aber die langen Beine Pisani's und sein verschrobener Körper gaben ihm in Bezug auf die Plötzlichkeit des Angriffes einen großen Vortheil. Endlich, nachdem etwa eine halbe Minute verlaufen sein mochte, während die Klingen funkensprühend aneinanderschlugen, stieß der Marquis einen

Schrei aus, den er nur mit Mühe zwischen seinen geschlossenen Zähnen hervorbrachte, ließ den Arm sinken, den Degen zu Boden fallen und stürzte dann zusammen.

„Meiner Treu,“ sagte Souscarrières, nun auch seinen Degen senkend, „Ihr seid Zeugen, daß er es so gewollt hat.“

„Ah ja,“ antworteten Brancas und Voiture.

„Und Ihr werdet auch bezeugen, daß Alles nach den Regeln der Ehre vor sich gegangen ist.“

„Wir werden es bezeugen.“

„Und nun, da ich nicht den Tod, sondern im Gegentheile die Heilung des Sünders will, so traget ihn in das Hôtel seiner Mutter und holet eiligst Bouvard, den Chirurgen des Königs.“

„Das ist in der That das Beste, was wir thun können. Helft mir, Brancas; glücklicher Weise sind wir von dem Hôtel nicht weit entfernt.“

„Ah!“ sagte Brancas, „welches Unglück, eine Partie, welche so schön angefangen hatte.“

Während Brancas und Voiture den Körper Pisani's so sanft als möglich in das Hôtel trugen, verschwand Souscarrières um die Ecke der Rue Froidmanteau, und sagte im Fortgehen zu sich:

„Diese verdammten Buckligen? Ich weiß nicht, was sie alle so gegen mich hetzt. Das ist nun schon der dritte, dem ich meinen Degen durch den Leib rennen muß, um mich seiner zu entledigen.“

IV.

Das Hôtel Rambouillet.

Wie wir schon erwähnt haben, war das Hôtel Rambouillet zwischen der Kirche St. Thomas du Louvre, welche man zu Ende des zwölften Jahrhunderts zum Andenken an den heiligen Märtyrer Thomas gebaut hatte, und dem Hos-

pital der Quinze-vingt gelegen, welches Ludwig IX. bei seiner Rückkehr aus Egypten als Asyl für die dreihundert, oder, wie man damals sagte, fünfzehnmal zwanzig Ritter errichtet hatte, denen von den Saracenen die Augen ausgestochen worden waren.

Die Erbauerin des Hôtels, die Marquise Rambouillet, war im Jahre 1588 geboren, das heißt in dem Jahre, in welchem der Herzog von Guise und sein Bruder auf Befehl Heinrichs III. bei den Ständen von Blois ermordet wurden. Sie war die Tochter des Johann von Vivonne, Marquis von Pisani und der Julia Savelli, einer römischen Dame aus der glorreichen Familie der Savelli, welche der Christenheit zwei Päpste schenkte, Honorius III. und Honorius IV. und eine Heilige der Kirche, die heilige Lucine. In ihrem zwölften Jahre ward sie mit dem Marquis von Rambouillet, aus dem Hause Angennes, verheiratet, einem berühmten Hause, welchem der Cardinal von Rambouillet entstammte, sowie jener Marquis von Rambouillet, welcher in Erwartung der Ankunft Heinrichs III. Vicekönig von Polen war.

Im Jahre 1606, d. h. sechs Jahre nach der Hochzeit, war der Marquis von Rambouillet in einem Augenblicke der Verlegenheit gezwungen gewesen, das Hôtel Pisani an Pierre Forget Dufresne zu verkaufen. Der Kaufcontract bestimmte die Summe von 34.500 Livres Tournois; der Käufer seinerseits verkaufte es wieder im Jahre 1624 an den Cardinalminister um den Preis von 30.000 Thalern, der es niederreißen und in der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, auf demselben Platze den Cardinalspalast erbauen ließ. Bis dieser Palast, von dem man sich Wunderdinge erzählte, bezogen werden konnte, wohnte der Cardinal entweder in einem seiner beiden Landhäuser zu Chaillot und Reuil, oder in seinem Stadthause auf der Place Royal, welches an das von Marion Delorme bewohnte Haus anstieß.

Seit dreißig Jahren vergrößerte und verschönerte sich Paris mit jedem Tage. Heinrich IV. hat so zu sagen zu dem

modernen Paris den Grund gelegt; unter ihm bedeckte sich eine Menge von Garten-, Sumpf- und brachliegendem Lande mit Gebäuden; man baute die Rue Dauphine und den Place Royale; die Vorstädte St. Antoine, Montmartre, St. Martin, St. Denis, St. Honoré fingen an sich zu erheben, und der Faubourg St. Germain bildete ein siebzehntes Stadtviertel. —

Im Jahre 1604 wurde der Pont-neuf, dessen Grundstein Heinrich III. im Jahre 1518 gelegt hatte, vollendet; im Jahre 1605 fügte man den letzten Stein in das Stadthaus, welches man 1533 unter Franz I. zu bauen angefangen hatte. Von 1614 — 1616 beschäftigte man sich damit, die Brücken und Häuser der Insel St. Louis zu errichten, auf den Pont-neuf wurde die Reiterstatue Heinrich IV. gesetzt, und man legte den Grund zum Palais Luxemburg. Maria von Medicis ließ die Höfe mit Anlagen versehen, welche den Namen die Höfe der Königin erhielten.

Noch sichtbarer wurde die Vergrößerung von Paris in den Jahren 1624 — 1628. Die neuen Umfassungsmauern beginnen in dieser Epoche am Ufer der Seine bei der am westlichen Ende des Tuileriengartens gelegenen Porte de la Conference, verlängern sich bis an die Rue St. Honoré, wo das Thor gleichen Namens steht, ziehen sich zur Porte Gaillo, dann zur Rue Richelieu, wo eben das Thor Richelieu gebaut wird, passiren die Rue Montmartre und enden längs der alten Einschließungsmauern an der neuen Rue St. Denis.

Auch die Marquise Rambouillet stellte ihr Contigent zu der Verschönerung von Paris. Nach dem Verkaufe des Hotels Pisani sah sie sich auf das in der Rue Thomas du Louvre gelegene Haus ihres Vaters angewiesen, welches sich für sie, ihre sechs Kinder und ihre zahlreiche Dienerschaft als viel zu beschränkt herausstellte. Da entschloß sie sich, jenes Hôtel Rambouillet erbauen zu lassen, das in der Folge einen solchen Ruf erringen sollte. Aber unzufrieden mit den Plänen, welche ihr die Architecten vorlegten, die ihrerseits wieder durch das

winklige und schwer zu verwendende Terrain gehindert waren, beschloß sie, selbst einen Plan zu entwerfen.

Lange Zeit dachte sie vergebens über diesen Plan nach, aber eines Tages rief sie mit Archimedes: „Gefunden!" Sie ließ sich Feder und Papier bringen und zeichnete sofort die inneren und äußeren Conturen des Palastes und das mit einem solchen Geschmacke, daß Maria von Medicis, damals Regentin und mit der Erbauung des Luxemburg beschäftigt, (obwohl sie in ihrer Jugend in Florenz die schönsten Paläste gesehen, und aus diesem neuen Athen die berühmtesten Architecten jener Zeit hatte kommen lassen), dennoch zur Marquise von Rambouillet schickte, um sich bei derselben Raths zu erholen, und an dem Baue ihres Hôtels ein Beispiel zu nehmen.

Das älteste der Kinder der Marquise war die schöne Julie Lucine d'Angennes, welche noch bei weitem mehr von sich reden machte, als ihre Mutter. Seit jener vielgenannten Gattin des Menelaus, die einen blutigen und langwierigen Krieg entzündete, hat es wohl kein weibliches Wesen gegeben, dessen Schönheit in so vielen Liedern besungen worden wäre, als diese Dame. Keiner der Männer, deren Herz sie erobert hatte, kam jemals wieder in den Besitz des verlorenen Gutes zurück. Die Wunden, die sie schlug, waren, wenn nicht tödtlich, so doch unheilbar. Wenn Ninon de l'Enclos ihre Märtyrer hatte, so hatte Julie d'Angennes ihre Sterbenden, welche — wie die alten Gladiatoren — sie auf dem Wege zum Tode grüßten.

Im Jahre 1600 geboren, war sie zur Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, 28 Jahre alt; wenn auch nicht mehr in der Blüthe ihrer Jugend, so stand sie doch im vollen Glanze ihrer Schönheit.

Die Marquise von Rambouillet hatte noch vier andere Töchter, welche jedoch von ihrer ältesten Schwester verdunkelt wurden, und ziemlich unbekannt blieben. Drei derselben traten übrigens in den geistlichen Stand ein; Frau v. Hyères, Frau v. Saint-Etienne und Frau von Pisani;

die vierte endlich, Clara Angelica von Angennes, wurde die erste Frau des Herrn von Grignan.

Im ersten Capitel unserer Erzählung machten wir die Bekanntschaft des ältesten Sohnes der Marquise, des Marquis Pisani; sie hatte noch einen Sohn gehabt, welcher aber schon in seinem achten Lebensjahre starb; seine Gouvernante besuchte nämlich einen Pestkranken und beging die Unbesonnenheit, bei ihrer Rückkehr aus dem Hospitale das arme Kind zu küssen. Dieses und sie selbst starben zwei Tage darauf an der Pest.

Eine eigentliche Specialität erhielt das Hôtel Rambouillet einerseits durch die Leidenschaft, welche die schöne Julie jedem Manne einflößte, der sich ihr näherte, und andererseits durch die sprichwörtliche Ergebenheit, welche die Diener des Hauses an ihre Herrschaft fesselte. Da war zuerst Chavaroche, der Hofmeister des Marquis Pisani; er war einst der Gegner Voiture's in einem der vier Duelle, welche wir von ihm erwähnten, der sich mit ihm bei Fackellicht schlug und ihm einen Stich in den Schenkel versetzte; — Chavaroche war einer von den Sterbenden der schönen Julie, war es stets gewesen und sollte es stets bleiben. Als dieselbe sich später in einem Alter von 39 Jahren entschloß, die Liebesseufzer des Herrn von Montausier zu erhören, und dessen Gattin wurde, hatte sie eine äußerst schwere Entbindung zu bestehen. Man beauftragte Chavaroche — denn seine Ergebenheit für Julie war bekannt — den Gürtel der heiligen Margarethe zu holen, welchen man für eine die Entbindungen erleichternde Reliquie hielt, und der in der Abtei St. Germain aufbewahrt wurde.

Chavaroche lief in die Abtei, aber da es erst drei Uhr Morgens war, befanden sich die Mönche noch alle in ihren Betten, und er war trotz der Ungeduld, die ihn verzehrte, gezwungen, eine halbe Stunde zu warten.

„O," rief er, „bei meiner Treu, das sind mir saubere

*

Mönche, welche schlafen, während Frau von Montausier nicht entbinden kann!"

Und seit jener Zeit war er auf die Mönche der Abtei St. Germain äußerst schlecht zu sprechen.

Nach Chavaroche, und wenn man auf der Leiter der Bedienten fernerhin um eine Stufe tiefer stieg, begegnete man Ludwig von Neuf=Germain, einem Manne mit einem äußerst langen Stoßdegen und einem äußerst großen Vollbarte, einem Manne, der nebenbe eine Schwäche für den Reim hatte, und sogar schon als Nebenbuhler Voiture's aufgetreten war. Dieser Mann hatte eine Geliebte in der Rue Gravillier, der letzten Gasse in Paris, wo ein Mensch von Geschmack ein Liebesverhältniß suchen konnte. Irgend einem Spitzbuben, der auf sein älteres Recht der Dame pochte, war es durchaus nicht angenehm, daß Neuf=Germain sich dort blicken ließ; sie zankten sich in dem Gäßchen, der Spitzbube packte Neuf=Germain bei seinem Vollbart und hielt ihn so fest, daß der ganze schöne Bart ihm in der Hand blieb. Neuf Germain, welcher stets seinen langen Degen an der Seite trug und dem Marquis von Pisani die Anfangsgründe im Fechten beigebracht hatte, hieb seinen Gegner so über die Hand, daß dieser endlich seine Beute fahren lassen mußte, so daß der ganze Bartbüschel in der Straße liegen blieb. Der verwundete Spitzbube suchte das Weite und wurde von der Hälfte der Zuschauer mit Hohn und Spott verfolgt, während die andere Hälfte zurückblieb und sich in Lobeserhebungen gegen Neuf=Germain erging, welcher noch immer in der Luft umherhieb. Nachdem auch Neuf=Germain den Schauplatz verlassen hatte, gewahrte ein Schuhflicker, welcher wußte, daß der Sieger in das Hôtel Rambouillet gehörte, dessen Ruf bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen war, jenes ehrwürdige Bartbüschel, das, dem Kinne seines Eigenthümers entrissen, auf dem Schlachtfelde zurückblieb. Er hob es sorgfältig bis auf das letzte Haar auf, wickelte es sauber in

ein weißes Papier und machte sich damit auf den Weg nach dem Hôtel Rambouillet.

Man war daselbst eben beim Speisen, als an das Thor gepocht wurde, und man dem Marquis zu sagen kam, daß ihn ein Schuhflicker aus der Rue Gravillier zu sprechen wünsche.

Die Nachricht war so unerwartet, daß in dem Marquis die Neugierde erwachte, sofort zu wissen, was dieser Schuhflicker von ihm wolle.

„Man lasse ihn eintreten!“ befahl er.

Der Befehl ward vollzogen; der Schuhflicker tritt ein, macht seinen Kratzfuß und nähert sich dem Marquis.

„Herr Marquis,“ sagte er, „ich habe die Ehre, Euch den Bart des Herrn Neuf-Germain zurückzubringen, den derselbe vor meiner Thür zu verlieren das Unglück hatte.“

Ohne sonderlich zu wissen, was das Alles heißen sollte, zog Herr von Rambouillet einen neuen Thaler mit dem Bildnisse Ludwigs XIII. aus der Tasche und gab ihn dem Schuhflicker, welcher sich zurückzog, äußerst glückselig, nicht weniger über den erhaltenen Thaler, als darüber, daß er den Marquis mit seiner Familie bei Tische gesehen hatte, wie sie aßen und tranken, gerade so wie andere Menschenkinder.

Noch war Herr von Rambouillet in Betrachtung dieses räthselhaften Bartfragmentes versunken, als Neuf-Germain mit seinem gerupften Kinne eintrat, sein Abenteuer erzählte und ganz erstaunt darüber war, daß, so sehr er sich auch beeilt hatte, in's Hôtel zurückzukommen, sein Bart dennoch früher daselbst angelangt war.

Ein Stockwerk tiefer traf man auf den Stallmeister Silesie, einen Narren anderer Art, denn, wie es scheint, hatte Jedermann im Hôtel Rambouillet seine eigene Narrheit. Frau von Rambouillet pflegte Neuf-Germain ihren internen und Silesie ihren externen Narren zu nennen, weil Letzterer mit seiner Frau und seinen Kindern außerhalb des Hôtels wohnte, wenn auch nur wenige Schritte von demselben entfernt.

Eines Morgens kamen alle Leute, welche mit Silesie dasselbe Haus bewohnten, um sich bei dem Marquis über seinen Stallmeister zu beklagen. Man könne, sagten sie, seit dem Beginn der warmen Jahreszeit keine Nacht mit Silesie unter einem Dache schlafen.

Herr von Rambouillet ließ ihn sogleich rufen.

„Was für einen Hexensabbath führst Du denn eigentlich auf,“ fragte er ihn, „daß alle Deine Nachbarn sich beklagen, sie könnten Deinetwegen kein Auge schließen.“

„Halten zu Gnaden, Herr Marquis,“ sagte Silesie, „ich schlage meine Flöhe todt.“

„Und wie kömmt es, daß Du dabei einen so großen Lärm machst?“

„Weil ich sie mit dem Hammer todtschlage.“

„Mit dem Hammer? Erkläre Dich deutlicher, wenn's beliebt.“

„Der Herr Marquis müssen schon die Beobachtung gemacht haben, daß kein Thier ein so zähes Leben hat, als der Floh.“

„Das ist freilich wahr.“

„Nun wohl, ich nehme die meinigen, und aus Furcht, daß sie sich in mein Zimmer flüchten, trage ich sie auf die Stiege und zerschmettere sie daselbst unter den Schlägen meines Hammers.“

Und was ihm auch der Marquis sagen mochte, Silesie fuhr fort, seine Flöhe auf die von ihm erfundene Manier zu tödten, bis er eines Nachts, wo er vermuthlich etwas verschlafen war, die oberste Stufe verfehlte und über die ganze Treppe hinabstürzte.

Als die herbeigeeilten Nachbarn ihn aufhoben, sahen sie, daß er das Genick gebrochen hatte.

Nach Silesie ist Meister Claude, der Silberbeschließer, zu erwähnen, ein Fanatiker für Executionen und Hinrichtungen aller Art, welcher, so viele Vorstellungen man

ihm auch über die Grausamkeit solch' blutiger Schauspiele machte, doch bei keinem derselben fehlte.

Da vergingen einmal drei oder vier solche Gelegenheiten, ohne daß Meister Claude sie benützt hätte; er rührte sich nicht aus dem Hause.

Dieser Umstand fiel der geistreichen Marquise auf; sie ließ ihn kommen und befragte ihn um die Ursache seiner Gleichgiltigkeit.

„Ach, Frau Marquise," sagte Claude, melancholisch den Kopf hängen lassend, „das Rädern macht mir nicht das geringste Vergnügen mehr."

„Und warum denn?" fragte ihn die Gebieterin.

„Denket Euch, Frau Marquise, seit dem Anfang dieses Jahres erwürgen diese Spitzbuben von Henkersknechten die Verurtheilten, bevor sie sie auf das Rad flechten. — Ich hoffe, daß man sie eines Tages selbst rädern wird, diese Hunde, und ich erwarte diesen Tag, um wieder auf den Grèveplatz zu gehen!"

Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, ging er aus, um sich das Feuerwerk anzusehen, welches man bei Gelegenheit der St. Johannisfeier abbraunte, aber da er in dem Augenblicke, als man die erste Rakete in die Luft warf, hinter einem andern Zuschauer stand, der ihn um Kopfeslänge überragte und ihm die gute Aussicht benahm, hatte er die Idee, auf den Montmartre-Hügel zu gehen, um durch Niemanden genirt zu werden. Als er ganz athemlos auf der Höhe desselben ankam und sich das glänzende Schauspiel nun gemächlich besehen wollte, war das Feuerwerk bereits bis auf den letzten Funken abgebrannt, so daß Meister Claude an diesem Abende statt schlecht zu sehen, gar nichts gesehen hatte.

In Ermanglung des Feuerwerks besah er sich mit großem Interesse und in allen Details, die Schatzkammer von St. Denis.

Als er nach Hause kam, sagte er zur Marquise:

„Ach, gnädige Frau, was haben doch diese feisten Domherren für köstliche Sachen.“

Und er fing an, die edelsteinbesetzten Kreuze, die gestickten Gewänder, die goldenen Reliquienkästchen zu beschreiben, die er gesehen hatte.

„Das Wichtigste, Madame, hätte ich bald vergessen.“

„Was nennst Du das Wichtigste, Meister Claude?“

„Nun, Frau Marquise, was Anderes, als den Arm unseres Nachbars?“

„Von welchem Nachbar sprichst Du?“ sagte die Marquise von Rambouillet, die sich vergebens fragte, welcher ihrer Nachbarn wohl so unklug gewesen sein möchte, seinen Arm in die Schatzkammer von St. Denis zu deponiren.

„Nun, bei Gott, ich meine den Arm des heiligen Thomas, der doch gewiß unser Nachbar ist, da unser Hôtel an seine Kirche stößt.

Es gab da im Hôtel Rambouillet noch ein paar andere Diener, die der ganzen Sammlung keine Schande machten, einen Secretär Namens Adriani und einen gewissen Dubois. Der Erste hatte einen Band Gedichte geschrieben und sie Herrn von Schomberg gewidmet. Der Andere bildete sich plötzlich ein, sein Beruf treibe ihn zum geistlichen Stande und wurde Kapuziner. Aber dieser innere Beruf scheint nicht lange angehalten zu haben, denn noch vor Beendigung des Noviziates verließ er das Kloster, und da er sich schämte, bei der Frau Marquise wieder um seinen im Stiche gelassenen Posten zu bitten, so verdingte er sich als Portier bei den Schauspielern im Hôtel Burgund, um, wie er sagte, doch dann und wann die Ehre haben zu können, die Frau Marquise von Rombouillet zu sehen, wenn die Laune sie anwandelte, in's Theater zu gehen.

In der That wurden der Marquis und die Marquise von ihrer Dienerschaft angebetet. Eines Abends speiste der Advocat Patru (derselbe, welcher den Gebrauch der Dankreden in der Akademie eingeführt hatte), im Hôtel Nemours

mit dem Abbé von St. Spire. Zufällig sprach der Eine von ihnen den Namen der Marquise von Rambouillet aus. Der Oberkellner, welcher durch das Zimmer ging, nachdem er einigen ihm untergeordneten Gehilfen Befehle in Bezug auf den Wein gegeben hatte, der den Gästen vorgesetzt werden sollte, blieb, als er diesen Namen hörte, stehen. Als die Gäste weiter von der Marquise sprachen, verabschiedete er die Diener.

„Was zum Teufel macht Ihr da, Audry?“ fragte Patru.

„O, meine Herren,“ sagte Audry, „ich war zwölf Jahre im Dienste der Frau von Montausier, der Tochter der Marquise, und da ich soeben erfahre, daß Ihr zu den Freunden der Frau Marquise zählet, soll Euch Niemand außer mir bedienen.“

Und seine Würde hintansetzend, nahm er die Serviette aus den Händen der Diener und wartete beim Souper selbst auf.

Und nun, da wir mit der Herrschaft und der Dienerschaft des Hôtels Rambouillet Bekanntschaft gemacht haben, wollen wir unseren Lesern noch einige Persönlichkeiten vorführen, welche wir unter den berühmten Männern und Frauen auswählen, die diese Werkstätte des Geistes des sechzehnten Jahrhunderts häufig besuchten.

V.

Die Besucher des Hotel Rambouillet.

Wenn wir, dem Gebrauche des siebzehnten Jahrhunderts gemäß, uns den Regeln der Etiquette fügen, und bei unseren Skizzen den aristokratischen Persönlichkeiten vor den literarischen den Vorrang zugestehen, so muß unsere erste Zeichnung der Frau Prinzeß gelten, welche eine der häufigsten Besucherinnen des Hôtels Rambouillet war.

Die Frau Prinzeß war Niemand anderes als jene schöne Charlotte von Montmorency, Enkelin des Connetable Anne von Montmorency, welcher durch Robert Stuart in der Schlacht von St. Denis getödtet wurde, und Tochter Heinrichs von Montmorency, dessen einziges Verdienst, obwohl er ebenfalls Connetable von Frankreich war, darin bestand, der beste Reiter des Königreiches zu sein. Er pflegte zwischen die Steigbügel und seine Stiefelsohlen eine Silbermünze zu stecken und ritt ein wildes Pferd in allen Gangarten durch eine volle Viertelstunde, ohne daß die Münze herabgefallen oder auch nur von ihrem Platze verschoben worden wäre.

Es war bei einem Ballete, welches die Königin-Mutter im Monate Februar 1609 aufführen ließ, daß Fräulein von Montmorency ihre Schönheit zum ersten Male in's Treffen führte; sie war damals vierzehn Jahre alt, stellte eine Nymphe Diana's vor, und zielte mit ihrem Wurfspieße so absichtlich nach König Heinrich IV., daß dieser, der für derlei Wunden sehr empfänglich war, sich auf der Stelle in sie verliebte, und um ihretwillen seine letzten Thorheiten beging, inmitten derer ihn das meuchlerische Messer Ravaillac's traf.

Wir werden später erzählen, wie es kam, daß sie den Prinzen, diesen zweifelhaften Erben der Condé's, heiratete, welcher der Familie Bourbon wenig Ehre machte; wie sie von ihm entführt wurde und wie trotz ihrer Schönheit Jahre dazu gehörten, ehe diese Heirat zu Stande kam, so daß sie acht Jahre mit dem Prinzen vermält war, ehe sie vor der Welt seine Gattin wurde. Zur Zeit, von der wir erzählen, war sie eine schöne Frau von 39 Jahren, seit zwanzig Jahren mit der Marquise von Rambouillet eng verbunden, deren Salon sie sehr häufig besuchte, und in demselben ihren Rang als Prinzeß vergaß, um sich einzig und allein daran zu erinnern, daß sie eine Frau von Geist sei.

Neben ihr glänzte als ihre Rivalin an Schönheit, wenn nicht an Rang und Vermögen, Fräulein Angelica Paulet,

welche von der Männerwelt angebetet wurde, und trotz ihrer rothen Haare, welche ihr den Beinamen der „Löwin" verschafften, und damals noch nicht so sehr in der Mode waren, wie heutzutage, viele Herzen verwundet hatte; die Gesellschaft gab ihr den Beinamen „Parthenia". Bei ihrer Schönheit besaß sie auch alle jene Talente, welche damals hoch geschätzt wurden; sie tanzte bezaubernd, spielte reizend die Laute, und sang so schön, daß man erzählte, man habe in der Nähe eines Gebüsches, wo sie häufig ihre Stimme ertönen ließ, eines Tages die Leichen zweier Nachtigallen gefunden, die aus Eifersucht gestorben waren.

Ihre Freundschaft für die Marquise datirte von dem Tage jenes Ballets, in welchem die Frau Prinzeß eine so große Rolle spielte. Sie hatte damals den Part des Arion übernommen und erschien auf einem Delphin reitend. Der König, sofort bemerkend, daß sie nach Charlotte von Montmorency die Schönste im Kreise sei, tröstete sich bei ihr über die Niederlage, die er bei der Prinzessin erlitten hatte, und er befand sich auf dem Wege zu ihr, als er in der Rue de la Feronnerie ermordet wurde.

Die Marquise von Rambouillet fühlte eine so große Zuneigung zu dieser Dame, daß, als dieselbe zum ersten Male nach Rambouillet kam, sie den Gast durch eine Schaar der hübschesten Mädchen des Ortes empfangen ließ, die weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt waren, und deren hübschestes ihr die Schlüssel des Schlosses auf einer silbernen Platte überreichte. Als sie über die Brücke fuhr, wurden Pöller gelöst wie bei dem Empfange einer Königin.

Neben diesen Damen machte sich durch eine Strenge in der Haltung, welche zu dem Glauben versuchte, sie gehöre einem geistlichen Orden an, die Nichte des Cardinals, die schöne Frau von Combales, bemerkbar, welche später Herzogin von Aiguillon wurde. Sie trug eine solche Abneigung gegen ihren Gatten zur Schau, daß man annahm, diese Heirat hätte gar nicht stattgefunden. Kaum war Herr von Combales in den Hu-

genottenkriegen getödtet, als die Witwe, aus Furcht, einer Staatsraison zum Opfer gebracht zu werden, etwas rasch das Gelübde that, nicht allein sich nicht mehr zu vermälen, sondern auch in den Karmeliterorden zu treten.

Sie kleidete sich von nun an in die düstersten Farben und mit ascetischer Einfachheit, und konnte sich nicht entschließen, diese Nonnentracht abzulegen, obwohl sie zu den Damen gehörte, welche die nächste Umgebung der Königin bildeten und ihr Kleid gewaltig gegen die Eleganz des Hofes abstach. Zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, fing die schöne Witwe wieder an, die Augen aufzuschlagen und zu lächeln; trotz ihres bekannten Gelübdes, trotz der Strenge in ihrem Benehmen fehlten ihr, seit der Cardinal Minister geworden war, die Bewerber keineswegs; der Graf von Béthune hatte sich zuerst vorgestellt, ihm hatte sich der Graf von Saule, einer der reichsten Edelleute, angeschlossen, auch von dem Grafen von Soissons wurde gesprochen. — Alle aber wurden entschieden zurückgewiesen.

Dieses Festhalten am Witwenthum ließ in der Gesellschaft sehr boshafte Gerüchte über Onkel und Nichte entstehen; die Einen sagten, der Herr Cardinal wolle seine Nichte nicht verheiraten, weil er selbst in einem zärtlichen Verhältnisse zu ihr stehe, und Andere gingen so weit zu behaupten, daß, wenn auch Frau von Combales in der Gesellschaft nicht anders als in einem hochgeschlossenen Kleide erscheine, sie dagegen ihren Herrn Onkel in reizendsten Negligée, mit einem Bouquet am Busen, zu empfangen pflegte, welches Bouquet gewöhnlich eine Beute des Cardinals würde, der bekanntlich ein großer Blumenliebhaber sei. Andererseits sagte man, der Marschall von Brezé, ein anderer Onkel der Frau von Combales, wüthend darüber, daß diese, die das Glück oder das Unglück hatte, ihrem Oheim zu gefallen, seine Liebe nicht erwiedere, verbreite alle diese Gerüchte, die sogar so weit gingen, die Frau von Combales zu beschuldigen, sie habe drei Söhne, an denen eine Schwester des Cardinals so freund-

lich sei, Mutterstelle zu vertreten, während ein vierter Sohn, dessen Vater ebenfalls den priesterlichen Purpur trage, anderwärts erzogen werde. Diese Gerüchte fanden namentlich bei Hofe Eingang, wo man dem Cardinal feindlich gesinnt war, und wo auch Frau von Combales durch ihre klösterliche Tracht Aergerniß erregte.

In den Soiréen der Marquise von Rambouillet pflegte auch eine hagere Person von brünettem Teint zu erscheinen, welche ihrer Abstammung nach Sicilianerin war und ihren Namen Scuduri in Scudéry verwandelt hatte. Sie war in Begleitung ihres Bruders nach Paris gekommen, welcher Theaterstücke schrieb, die nicht aufgeführt wurden, während sie selbst Bücher schrieb, die man nicht druckte. — Der Bruder war damals 27, die Schwester 21 Jahre alt. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß erst in einer viel späteren Zeit Fräulein von Scudéry die Romane „Ibrahim", „der große Cyrus", „Clelie" und andere schrieb, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Furore machten, während Georg von Scudéry ein Dutzend Stücke verfaßte, die jetzt bis auf ihre Titel vollkommen verschollen sind.

Wenn wir nun zu den Männern übergehen, so müssen wir vor Allem zweier eherner Säulen des Hôtel Rambouillet erwähnen, der beiden Herren Montausier.

Diese beiden Brüder waren zu gleicher Zeit in die schöne Julie verliebt. Dem ältern von ihnen, dem Marquis, hatte Frau von Rambouillet aus der Hand zu prophezeien versucht; sie glaubte in den Linien derselben das Verhängniß zu lesen, daß diese Hand einst ein Weib tödten würde, und aus Besorgniß, daß die zu Tödtende ihre Tochter sein könne, hatte sie dem Manne, der eines Tages von seinen Wünschen in Bezug auf Julie mit ihr sprechen wollte, das Wort kurz abgeschnitten und ihm jede Aussicht benommen. Er hatte darauf um die Gunst gebeten, wenn er die Dame seines Herzens

nicht besitzen könne, sie wenigstens so häufig als möglich sehen zu dürfen. Diese Gunst wurde ihm bewilligt.

Er hatte, in das Hôtel eingeführt, daselbst seinen jüngern Bruder, den Grafen von Salles, vorgestellt, denselben, der später, als er durch den Tod des älteren Montausier selbst Marquis geworden war, dem Dichter Molière zum Vorbild für seinen berühmten „Misanthropen" gedient hat. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß er, als er seinen Bruder zurückgewiesen sah, selbst anfing, auf das Herz Julie's Sturm zu laufen, welche ihn gleichwohl vierzehn Jahre schmachten ließ, da sie erst in einem Alter von neununddreißig Jahren sich entschloß, ihn zu heiraten.

Der Graf von Salles schrieb sehr correct Prosa, machte sogar Verse, konnte sich jedoch auf diesem Felde nicht mit jenen Männern messen, welche im Salon der Marquise glänzten, und von denen in erster Reihe Chapelain, Racan und der Bischof von Grasses sich bemerkbar machten, und unter denen wir Voiture zuerst genannt hätten, wenn er nicht schon in den ersten Capiteln unserer Erzählung handelnd aufgetreten wäre.

Johann Chapelain war in das Hôtel Rambouillet vor einem Jahre, zur Zeit der Belagerung von La Rochelle, eingeführt worden. Frau von Rambouillet sagte, daß sie nie an ihm etwas Neues gesehen habe. In der That trug er unveränderlich einen taubengrauen Rock mit grüner Einfassung, lächerlich plumpe Schuhe und noch lächerlichere Strümpfe; seine Perücke, so wie sein Hut datirten aus fabelhaften Zeiten, und dennoch besaß er eine noch viel ältere Kopfbedeckung, welche er aufsetzte, wenn er nach Hause kam, um die andere zu schonen. Er hatte zu jener Zeit bereits die Uebersetzung Gusman's von Olforache, die Erzählung von der Löwin und die Ode an den Cardinal Richelieu geschrieben, auch die ersten Gesänge seiner „Pucelle" vollendet. Trotz seines Geizes war Chapelain ein rechtschaffener Mann, und Boisrobert erzählt von ihm, daß er, als er

eines Tages eine Zahlung von Seite des Cardinals erhielt, einen Sou zurückschickte, den er zu viel erhalten hatte.

Zu den Sternen dieses glänzenden Kreises gehörte Johann Agier von Gombault. Obwohl er zu jener Zeit bereits achtundfünfzig Jahre zählte, war er ebenso cokett und sorgfältig in seinem Anzuge, als Chapelain sich nachlässig darin zeigte. Thatsache ist, daß er sich einbildete, von einer Königin geliebt worden zu sein.

Diese Königin war Maria vou Medicis.

Jung, und ohne Vermögen nach Paris gekommen, da er der Sohn aus einer vierten Ehe war, machte er die Bekanntschaft des Marquis von Uxelles, welcher ihn Heinrich IV. empfahl, für den er Verse machte und der ihn dafür mit einer Pension bedachte. Während einer Cour beim Könige hatte Maria von Medicis ihn bemerkt; er war mit Herrn von Uxelles erschienen, den die Königin — seiner rothen Haare wegen — stets ihren Rothkopf nannte. „Gehet," sagte sie zu ihrer Kammerfrau Katharine, „und erkundiget Euch bei meinem Rothkopf, wer der Cavalier ist, den er mit sich herumführt." Katharine wandte sich jedoch an einen andern Rothhaarigen und kam mit der Antwort zurück, daß er es nicht wisse. -- „Ihr seid närrisch," sagte die Königin ungeduldig, „Ihr werdet einen Anderen für meinen Rothkopf genommen haben." Jedoch hielt sie so sehr darauf, zu wissen, wer „dieser Cavalier" sei, daß sie darüber mit Herrn von Uxelles selbst sprach, und als sie wußte, woran sie sich zu halten hatte, einen Gehalt von zwölfhundert Thalern für Gombault auf die Civilliste des Königs setzte.

Dem königlichen Hause angehörend, hatte Gombault Eintritt bei der Königin. An diesen Umstand knüpften sich allerhand Gerüchte von galanten Abenteuern zwischen dem Dichter und der Königin.

Uebrigens hatte Gombault die Anmaßung, nur für Damen vom Hofe zu schwärmen, und als die Marquise von Rambouillet, welche diese seine Schwäche kannte, ihm

eines Tages vorwarf, er habe Verse auf eine Bäuerin gemacht, und dieselbe sogar Phyllis genannt, erwiederte er:

„O, Frau Marquise, das war die Tochter eines Pächters mit zehntausend Thaler Mitgift."

Er hatte eine Tragödie geschrieben, welcher die Sage von den Danaiden zum Vorwurf diente, und die schrecklich ausgepfiffen wurde. Als Madame Corruel die Vorstellung verließ, sagte sie zu ihm:

„Gebet mir die Hälfte meines Eintrittsgeldes zurück."

„Und warum, Madame?"

„Weil ich nur die Hälfte des Stückes hören konnte."

Er war, wie wir bereits erwähnt, in seiner Kleidung äußerst nett und sorgfältig. Wenn es geregnet hatte und die Straßen schmutzig waren, suchte er, da seine beschränkten Verhältnisse ihn zwangen, zu Fuße zu gehen, stets die trockensten Pflastersteine aus, um die Spitze seines Stiefels daraufzusetzen.

Da er ziemlich stark in der Fechtkunst war, geschah es, daß er eines Tages zu einem Edelmanne, mit dem er sich wegen einer Wohnung, auf welche beide Anspruch machten, gezankt hatte, sagte:

„Hier ist meine Adresse; kommet morgen um zwei Uhr Nachmittags vor meine Thür, ich werde mit dem Degen in der Hand aus dem Hause treten. Das wird kein Duell, sondern ein Rencontre sein; was die Zeugen anbelangt, so werden wir keinen Mangel daran haben, die Nachbarn werden uns als solche dienen."

Der Edelmann nahm die Forderung an und kam zur bestimmten Stunde. Gombault trat mit seinem Degen vor die Thür und gebrauchte ihn so energisch, daß sein Gegner bald zurückweichen mußte und die Nachbarn, welche in der That Zeugen des Kampfes waren und Gombault stets beobachtet hatten, wie er tausend Vorsichten gebrauchte, um seine Kleider nicht zu beschmutzen, fragten sich, wie es komme,

daß derselbe Edelmann, der für sich so sorgfältig die trockenen Pflastersteine aussuche, gegen seinen Gegner so rücksichtslos sei, ihn in den Koth und in die Rinnsteine zu stoßen.

Racan stand damals in der Blüthe seines Rufes, Malherbes war sein Vorbild in der Poesie, wurde aber eifersüchtig auf ihn wegen einer Stanze in der Ode, welche an Herrn von Bellegarde zum Troste über den Tod seines Bruders, des Herrn von Termes, gerichtet war, und welche einen ebenso großen Erfolg errang, wie jene des Malherbes an Leperrier über den Tod seiner Tochter.

„Niemals," so sagt Lallemant des Reaux, „zeigte sich die Kraft des Genies an einem Schriftsteller so deutlich, wie an diesem; denn außer seinen Poesien hat das, was er spricht, kaum gesunden Menschenverstand; er hat das Ansehen eines Bauers, er stottert und ist nicht im Stande seinen Namen auszusprechen, da das R und das C ihm Schwierigkeiten verursachen, so daß das erstere wie ein L, das letztere wie ein T lautet und er deshalb oft gezwungen ist, seinen Namen niederzuschreiben, wenn er ihn verständlich machen will.

Nebenbei war er der zerstreuteste Mensch von der Welt (selbstverständlich nach Herrn von Brancas, von dem wir schon gesprochen haben). Eines Tages ritt er allein auf einem großen Pferde auf's Land, um einen seiner Freunde zu besuchen. Auf dem Drittheile des Weges war er genöthigt, abzusteigen, und da keine Erhöhung in der Nähe war, von der aus er den Fuß wieder hätte in den Steigbügel setzen können, so setzte er den Weg zu Fuße fort. Bei dem Hause seines Freundes angelangt, findet er endlich eine Erhöhung in Gestalt eines Treppenvorsprungs, steigt erfreut zu Pferde, lenkt um und sprengt mit verhängten Zügeln nach Hause zurück, ohne seinen Freund auch nur gesehen zu haben.

Er war sehr vertraulich im Hause des Herzogs von Bellegarde. Eines Tages, ganz durchnäßt und kothig von der Jagd heimgekehrt, tritt er in das Zimmer der Hausfrau, im Glauben, er träte in sein eigenes, und gewahrt nicht, daß

Frau von Bellegarde auf einer Seite des Kamines sitzt, während Frau von Borges auf der andern Seite Platz genommen hat. Diese verhalten sich mäuschenstill, um zu sehen, was Racan beginnen wird. Er setzt sich nieder und befiehlt dem Lakai, ihn seiner Stiefel zu entledigen; dieser gehorcht und geht hinaus. Hierauf zieht Racan seine feuchten Strümpfe aus und hängt sie, um sie zu trocknen, in der Nähe des Feuers und zwar den einen auf den Kopf der Frau vom Hause, den andern auf die Schulter ihres Gastes. Jetzt konnten die Damen nicht länger an sich halten und platzten endlich mit einem hellen Lachen heraus.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Damen," sagte Racan, ohne besonders in Verlegenheit zu kommen, „ich hielt Euch für zwei Feuerböcke!"

Am Tage, als er in die Akademie aufgenommen wurde, eilte das ganze literarische Paris herbei, um seine Antrittsrede zu hören. Aber die Enttäuschung des Publicums war groß, als man ihn ein zerknittertes und zerrissenes Papier aus der Tasche ziehen sah.

„Meine Herren," sagte er, „ich wollte meine Rede vorlesen, wie es üblich ist, aber mein großes weißes Windspiel hat sie dergestalt zugerichtet. Hier ist sie, nehmet davon heraus, was Ihr könnt, denn ich weiß sie nicht auswendig und besitze keine Copie davon." Das Publicum sowohl als auch die Akademiker selbst mußten sich mit dieser Entschuldigung begnügen.

Nichtsdestoweniger hatte Racan großen Respect vor der Akademie. Als er eines Tages gezwungen war, sich in einem Prozesse nach einem Advocaten umzusehen, wählte er den Schwager Chapelain's, ohne dessen Fähigkeiten zu kennen.

„Warum?" fragte ihn die Marquise von Rambouillet, „ist Eure Wahl auf diesen und nicht auf einen Anderen gefallen?"

„Weil es mir schien," antwortete Racan, „daß, indem ich den Schwager Chapelain's wähle, meine Wahl auf einen Schwager der Akademie fällt."

Racan war Marquis, aus der Familie Beul, und Vetter des Herzogs von Bellegarde.

Noch ist Monseigneur Anton Godeau, Bischof von Vence, zu nennen, ein Mann von so kleiner Statur, daß man ihn allgemein den Zwerg der schönen Julie nannte, und den das Töchterchen der Frau von Montausier einst fragte, warum man ihn nicht mit ihren Puppen zugleich zu Bette bringe. Er kämpfte, trotzdem er 30,000 Thaler von seiner Familie hatte und vom Cardinal mit zwei Bisthümern belehnt war, doch stets mit Geldverlegenheit, so daß er an Biographien, Uebersetzungen, einer ecclesiastischen Geschichte, arbeitete, und in seinen freien Stunden Gebete für Leute aller Classen verfertigte.

Eines derselben führte den Titel: Gebet für einen Procurator und nöthigenfalls für einen Advocaten.

Er war der Marquise durch Fräulein Paulet vorgestellt worden und daher im Hause sehr wohl gelitten.

VI.

Was im Hôtel Rambouillet vorging, während Souscarrières sich seines dritten Buckligen entledigte.

An jenem Abend des 5. December 1628, an welchem wir unsere Erzählung beginnen ließen, waren alle die Personen, die wir soeben nannten und noch viele andere, deren Namen aufzuzählen uns zu weit führen würde, im Hôtel Rambouillet versammelt, und zwar nicht in ihrer Eigenschaft als häufige Besucher der Marquise, sondern als Eingeladene, denn jeder von ihnen hatte eine Karte erhalten, des Inhaltes, daß die Marquise heute eine außerordentliche Assemblée gebe.

Auf diese Einladung hin war man von allen Seiten herbeigeströmt.

In jener glücklichen Zeit, wo die Frauen anfingen, Einfluß auf die Gesellschaft zu erhalten, wurde eben Alles zum Ereignisse. Dieser Einfluß wurde im 17. Jahrhundert durch die Marquise von Rambouillet, die Frau Prinzeß Frau von Montausier, Fräulein Paulet, Fräulein von Scudéry geschaffen, sollte sich im 18. Jahrhunderte durch Ninon von L'Enclos, Frau von Sévigné, Frau von Montespan, die Maintenon, Fräulein Lafayette, die Frauen Du Deffnnd, Epinay und Genlis erhalten, und über die Revolution hinaus in Frau von Staël, Madame Roland sich fortpflanzen, um in der jüngsten Zeit seine Trägerinnen in der Königin Hortense, Frau von Girardin und der George Sand zu finden.

Das große Genie des sechzehnten Jahrhunderts, oder besser gesagt aller Jahrhunderte, William Shakespeare, war seit zwölf Jahren todt, und damals noch von den Engländern allein gekannt, denn, man darf sich darüber nicht täuschen, die europäische Popularität des großen Dichters gehört ganz der neueren Zeit an. Keiner der Schöngeister, welche bei der Marquise von Rambouillet zusammenkamen, hatte je auch nur den Namen des englischen Poeten aussprechen gehört, den Voltaire hundert Jahre später einen Barbaren nannte. Außerdem wären in jener Zeit, wo auf dem Theater Stücke wie „die Befreiung der Andromeda," „der Tod des Bradamantes" gang und gäbe waren, Dramen wie „Hamlet," „Macbeth," „Othello," „Romeo und Julie" eine ziemlich unverdauliche Kost für die französischen Magen gewesen.

Nein, aus Spanien kamen uns damals die Ligue durch die Guisen, die Moden durch die Königin und die Literatur durch Lopez de Vega, Alarcon, Tyrso von Molina. Calderon war noch nicht erschienen.

Enden wir diese lange Parenthese, die sich durch das Interesse, das wir an der Sache finden, von selbst ergeben hat, und nehmen wir unsere Schilderung mit der Behauptung

wieder auf, daß in jener glücklichen Zeit Alles zum Ereignisse wurde, indem wir noch hinzufügen, daß eine von der Marquise von Rambouillet ausgegangene Einladung sogar als ein großes Ereigniß betrachtet wurde.

Man wußte, daß es zu den Lieblingsideen der Marquise gehörte, ihren Gästen Ueberraschungen zu bereiten. Sie hatte eines Tages dem Bischofe von Lisieux, Philipp von Cospean, eine Ueberraschung bereitet, auf die sich ein Bischof am wenigsten gefaßt machen konnte. In dem Parke von Rambouillet befand sich nämlich ein großer, kreisrunder Felsen, aus dessen Mitte, von einer hübschen Baumgruppe umgeben, ein Springbrunnen seinen glänzenden Strahl in die Lüfte sandte. Dieser Platz war durch die Erinnernng an Rabelais geheiligt, der aus demselben sein Arbeits- und manchmal auch sein Speisezimmer gemacht hatte. Als der Herr Bischof sich eines Morgens diesem Felsen näherte, strengte er schon von weitem seinen Blick an, um zu erkennen, was ihm zwischen den Zweigen der Bäume so hell entgegenschimmere. Erst als er in unmittelbarer Nähe war, konnte er sieben bis acht Frauen erkennen, die als Nymphen, das heißt, sehr wenig gekleidet, in malerischer Gruppe um den Springbrunnen lagerten. Unter ihnen befand sich die Marquise im Costüme der Diana, den Köcher auf der Schulter, den Bogen in der Hand und die glänzende Mondessichel über der Stirne. Ein Bischof unserer Tage hätte an einem solchen Schauspiele wahrscheinlich großes Aergerniß genommen, nicht so der Bischof von Lisieux, welcher späterhin nie mit der Marquise zusammentraf, ohne sie zu fragen, ob sie nichts Neues von dem Felsen im Parke von Rambouillet wüßte. — Als man gegen die Marquise die Bemerkung machte, daß in einem gleichen Falle der arme Actäon in einen Hirsch verwandelt und von den Hunden der Diana zerfleischt wurde, entgegnete sie, jener Fall stehe außerhalb alles Vergleiches mit dem gegebenen, da der arme Bischof so häßlich sei, daß die Nymphen wohl auf ihn Eindruck machen könnten, er aber ihre Herzen zu verwunden nicht im

Stande wäre. Uebrigens war der Bischof von Lisieux sich seiner Häßlichkeit genau bewußt, so daß er eines Tages, als er einen andern Prälaten, der ebenfalls vom Adonis sehr weit entfernt war, zum Bischofe geweiht hatte und dieser ihm zu danken kam, sagte: „Im Gegentheile, Monseigneur, ich bin Euch Dank schuldig, denn ehe Ihr mein College wurdet, war ich der häßlichste Bischof in Frankreich."

Vielleicht hoffte der männliche Theil der Gäste der Marquise, welcher noch bei weitem zahlreicher war, als der weibliche, daß die Wirthin ihm eine ähnliche Ueberraschung vorbehalten habe und war darum mit so großem Eifer herbeigekommen. Auch herrschte in der Gesellschaft jene unruhige Neugier, welche stets großen Ereignissen vorangeht, die man nicht kennt, von denen man aber eine unbestimmte Ahnung hat.

Das Gespräch drehte sich um Verschiedenes, um die Liebe und die Poesie, namentlich aber um das letzte Stück, das die Schauspieler im Hôtel Burgund aufgeführt hatten, welche Vorstellungen die Aristokratie zu besuchen anfing, seitdem die Leitung des Theaters in den Händen von Bellerose, der Vauprès — seiner Frau, Mlle. Vaillot, la Villiers und Mondory war.

Die Marquise von Rambouillet hatte die Gesellschaft dadurch in Mode gebracht, daß sie dieselbe in ihren Salons das Stück: „Fredegonde, oder die keusche Liebe," von Hardy, aufführen ließ. Seit damals war es entschieden, daß auch anständige Frauen, die bis dahin das Theater im Hôtel Burgund niemals besuchten, daselbst erscheinen könnten.

Das Stück, mit dem man sich an jenem Abende beschäftigte, war das Erstlingswerk eines sehr jungen Mannes Namens Johann von Rotrou, den die Marquise protegirte; es hatte die Titel: „Der Hypochondrische, oder der verliebte Tod." Obwohl von mittelmäßigem Werthe, hatte es, Dank der Unterstützung, die ihm von Seite des Hôtels Rambouillet wurde, dennoch so viel Erfolg gehabt, daß der Cardinal Richelieu den Verfasser in sein Haus berief

und ihn daselbst der Zahl seiner gewöhnlichen Mitarbeiter Mayret, L'Etoile und Colletet hinzufügte, außer denen er übrigens noch zwei außerordentliche Mitarbeiter, Bois Robert und Desmarets, besoldete.

In dem Augenblicke, als man eben über die ziemlich zweifelhaften Verdienste des Stückes debattirte, und Scudéry und Chapelain dasselbe wie Pastetenfleisch zerhackten, trat ein junger Mann von neunzehn Jahren, elegant gekleidet und mit dem Aussehen eines Edelmannes, in den Saal, durchschritt denselben und grüßte nach den Regeln der Etiquette zuerst die Frau Prinzeß, welche in ihrer Eigenschaft als königliche Hoheit überall, wo sie sich befand, den Anspruch auf den ersten Gruß hatte, dann die Marquise, endlich die schöne Julie.

In seiner Begleitung war ein Mann, der um zwei oder drei Jahre älter sein mochte, und, ganz schwarz gekleidet, durch die imposonte und gelehrte Gesellschaft mit einer Miene schritt, die ebensoviel Schüchternheit zeigte, als das Auftreten seines Freundes Selbstvertrauen verrieth.

„Ah, sieh' da," sagte die Marquise, die beiden jungen Leute bemerkend und den Ersteren mit dem Finger bezeichnend, „da ist ja gerade der Triumphator, und es ist so schön, in seinem Alter schon zum Capitol hinanzusteigen, daß wohl Niemand den Muth haben wird, hinter ihm her zu rufen: „Cäsar, erinnere Dich daran, daß Du sterblich bist!"

„Ach, Frau Marquise," erwiderte Rotrou, denn er selbst war es, „lasset der Rede immerhin freien Lauf. Der übelwollendste Kritiker kann meinem Stücke nichts so Schlechtes nachsagen, als ich selbst davon denke, und ohne den besonderen Befehl, der mir in dieser Beziehung vom Grafen von Soissons zukam, hätte ich meinen „verliebten Tod" wirklich todt sein lassen, und mit dem Lustspiel debutirt, an welchem ich soeben arbeite."

„Gut, und was ist das Thema dieser Komödie, mein schöner Cavalier?" fragte Fräulein Paulet

„Ein Ring, den Niemand an seinen Finger zu stecken Lust hätte, der Euch einmal gesehen hat, anbetungswürdige Löwin — der Ring der Vergessenheit nämlich."

Ein beifälliges Gemurmel, so wie ein graziöses dankendes Kopfnicken von Seite Der, welcher sie gegolten hatte, folgten dieser Schmeichelei. Während dem hatte der andere junge Mann sich so viel als möglich hinter Rotrou versteckt gehalten. Da er jedoch von Niemand gekannt war und man der Marquise nur Personen vorstellte, die entweder bereits einen Namen von gutem Klang hatten, oder im Begriff waren, sich einen solchen zu machen, so konnte seine Haltung, so bescheiden sie auch sein mochte, nicht verhindern, daß sich Aller Blicke alsbald nach ihm richteten.

„Und auf welche Weise," fragte die schöne Julie, „findet Ihr Zeit, Herr von Rotrou, neue Komödien zu schreiben, da Ihr doch jetzt der Ehre theilhaftig seid, an denen des Herrn Cardinals mitzuarbeiten?"

„Dem Herrn Cardinal," antwortete Rotrou, „machte in neuester Zeit die Belagerung von La Rochelle so viel zu schaffen, daß er uns etwas freie Zeit ließ, und ich benutzte dieselbe, um nach Kräften zu arbeiten."

Während dieses Gespräches zog noch immer der in Schwarz gekleidete junge Mann jenen Theil der Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich, der nicht Rotrou zugewendet war.

„Das ist kein Mann des Degens!" sagte Fräulein von Scudéry zu ihrem Bruder.

„Er hat das Aussehen eines Schreibers bei irgend einem Procurator," antwortete dieser.

Der junge Mann hatte dieses kurze Zwiegespräch gehört und grüßte lächelnd.

Auch Rotrou hatte gehört, was Herr von Scudéry gesagt.

„Ja, ja," sagte er, „allerdings ist dies ein Procuratorsschreiber, und ein Schreiber, der eines Tages unser Aller Meister sein wird, das prophezeie ich Euch!"

Es war nun die Reihe an den umstehenden Männern, zu lächeln; die Einen thaten es aus Ungläubigkeit, die Anderen aus Verachtung; die Frauen betrachteten mit verdoppelter Neugier den Mann, der ihnen mit einem so kühnen Versprechen vorgestellt wurde.

Trotz seiner großen Jugend mußte er durch sein ernstes Gesicht, durch die Furche auf seiner Stirne, welche durch die Wucht des Gedankens gegraben zu sein schien, und durch seinen Flammenblick, auffallen. Der andere Theil seines Gesichtes war gewöhnlich, die Nase dick, die Lippen wulstig und von einem keimenden Schnurbarte beschattet.

Rotrou dachte, daß es an der Zeit sei, die allgemeine Neugier zu befriedigen und fuhr fort:

„Frau Marquise, erlaubt mir, Euch meinen lieben Landsmann, Peter Corneille, vorzustellen, welcher der Sohn eines Generaladvocaten in Rouen ist, in Kurzem aber auch Sohn seines eigenen Genies sein wird."

Der Name war völlig unbekannt.

„Corneille," wiederholte Scudéry, „das ist der Name eines Vogels von schlechter Vorbedeutung.

„Ja, für seine Nebenbuhler, Herr von Scudéry," erwiderte Rotrou.

„Corneille?" wiederholte auch die Marquise, aber in einem Tone des Wohlwollens.

„Ab illice cornix!" flüsterte Chapelain dem Bischof von Vence zu.

„Frau Marquise!" sagte Rotrou, „Ihr suchet vergebens diesen Namen an der Spitze eines Gedichtes, hinter dem Titel einer Tragödie; weder da noch dort ist er zu finden; er figurirt bis jetzt blos als Unterschrift einer Komödie, mit der dieser gute Mensch, der gestern von Rouen ankam, heute Nacht meine Gastfreundschaft bezahlte. Morgen führe ich ihn in das Hôtel Burgund, wo ich ihn der Gesellschaft vorstellen will, und in einem Monate schon werden wir ihm Beifall klatschen."

Der junge Mann erhob die Augen zum Himmel wie Einer, der sagt: „Wollte Gott!"

Man näherte sich nun den beiden jungen Leuten mit gesteigerter Neugier. Namentlich schien die Frau Prinzeß, die auf Lobspenden außerordentlich erpicht war, und in jedem neuen Poeten einen neuen Herold ihrer Schönheit sah, die eben die Blüthen abzustreifen anfing, außergewöhnlich neugierig zu sein. Sie ließ ihr Fauteuil in die Nähe der Gruppe rollen, die sich um Rotrou und seinen Gefährten gebildet hatte, und während sich die Männer, besonders aber die Dichter, zumeist geringschätzig abseits hielten, fragte sie:

„Und darf man den Titel Eures Stückes wissen, Herr Corneille?"

„Es heißt „Melita"," antwortete er, „wenn anders Ew. Hoheit es nicht mit einem besseren Namen zu taufen belieben sollten."

„Melita, Melita," wiederholte die Prinzeß, „ich finde den Titel reizend und wenn die Fabel des Stückes ihm entspricht —"

„Was aber am reizendsten daran ist," sagte Rotrou, „das ist der Umstand, daß es eben keine Fabel, sondern eine wahre Geschichte ist."

„Wie? Eine Geschichte?" fragte Fräulein Paulet, „und sie sollte wahr sein?"

„Nun, erzähle doch den Damen die Sache — Du schlechtes Subject," sagte Rotrou.

Corneille erröthete bis an die Ohrenspitzen; Niemand hatte in der That weniger das Aussehen eines schlechten Subjectes, als er.

„Natürlich nur, wenn die Geschichte sich in Prosa erzählen läßt," sagte Frau von Combales, sich im Voraus für den Fall, als Corneille erzählen sollte, das Gesicht mit dem Fächer bedeckend. Frau von Combales, die vielgeliebte Nichte des Cardinals, war eine von den gewöhnlichen Besucherinnen des Salons der Marquise von Rambouillet.

„Ich würde es vorziehen," sagte Corneille schüchtern,

„einige Verse des Stückes zu recitiren, als die Handlung zu erzählen."

„Nun," sagte Rotrou, „das ist doch zu viel Verlegenheit wegen einer kleinen Galanterie. Ich will Euch nur selbst die Handlung in zwei Worten erzählen. In ihr liegt auch nicht der Werth des Stückes, da mein Freund selbst der Held der ihr zu Grunde liegenden Geschichte war, ihr also das Verdienst der Erfindung vollständig abgeht. Stellt Euch vor, meine Damen, daß ein Freund dieses Lebemannes hier ...."

„Rotrou, Rotrou," drohte Corneille.

„Ich fahre trotz dieser Unterbrechung fort," sagte Rotrou. „Stellt Euch vor, meine Damen, daß ein Freund dieses Lebemannes ihn in einem achtbaren Hause von Rouen einführt, wo bereits Alles angeordnet ist, um dessen Hochzeit mit einem schönen Mädchen, der Tochter des Hauses, zu feiern. Was glaubt Ihr wohl, daß Herr Corneille thut? Wartet er vielleicht diese Hochzeit ab, und begnügt sich indessen mit der Rolle eines Brautführers, um später die Rolle eines — Ihr verstehet mich, nicht wahr?"

„Herr Rotrou!" schmollte Frau von Combales und zog die Spitzen ihrer Carmeliterhaube tiefer in ihre Stirne.

„Um später die Rolle wessen zu übernehmen?" fragte Fräulein von Scudéry mit einer erstaunten Miene; „wenn die Anderen verstanden, haben, ich meinerseits habe nichts verstanden."

„Ich hoffe es, schöne Sappho (das war der Name, welchen man dem Fräulein von Scudéry in dem Wörterbuche der Zieraffen beilegte), ich sprach für den Herrn Bischof von Vence und Fräulein Paulet, die mich hoffentlich verstanden haben."

Fräulein Paulet führte mit herausfordernder Grazie einen leichten Schlag mit dem Fächer nach den Fingern Rotrou's und sagte: „Fahret fort, Ihr Taugenichts; je eher Ihr zu Ende seid, desto besser."

„Ja, ad eventum festina! wie es Horaz vorschreibt; nun, auch Herr Corneille befolgte in seiner Eigenschaft als werdender Poet diesen Rath. Er wartete nicht, sondern besuchte die Dame allein, schoß Bresche in die Festung, von deren Mauern, wie es scheint, nicht das Banner der Treue wehte, und baute auf den Trümmern der Glückseligkeit seines Freundes sein eigenes Glück auf, und dieses Glück ist so groß, daß es in seinem Herzen einen Quell entspringen ließ, der kein anderer ist, als jener, an welchem Pegasus und die neun Jungfrauen, die man die Musen nennt, ihren Durst löschten."

„Da seht einmal," sagte die Prinzeß, „wo Hippocrene sich überall ansiedelt, in dem Herzen eines Procuratorschreibers — es ist wirklich nicht zu glauben."

„Bis auf den Beweis des Gegentheils; nicht wahr, Frau Prinzeß? Diesen Beweis wird mein Freund Corneille Euch geben."

„Das ist eine sehr glückliche Dame," sagte Fräulein Paulet; „wenn das Stück des Herrn Corneille den Erfolg hat, den Herr Rotrou ihm prophezeit, so ist sie unsterblich gemacht."

„Ja," erwiederte Fräulein von Scudéry mit ihrer gewöhnlichen Trockenheit, „aber ich zweifle fast, daß sie während dieser Unsterblichkeit und sollte sie auch so lange dauern, als die der Sybille von Cumä, einen Mann bekommen wird."

„Und haltet Ihr es wirklich für ein solches Unglück," sagte Fräulein Paulet, „unvermält zu bleiben, namentlich wenn man hübsch ist? Fraget doch Frau von Combales, ob es ein gar so großes Vergnügen ist, verheiratet zu sein." Frau von Combales begnügte sich, einen Seufzer auszustoßen, indem sie die Augen zum Himmel erhob und traurig den Kopf schüttelte.

„Abgesehen von Allem," sagte die Prinzeß, „hat uns Herr Corneille versprochen, uns Verse aus seinem Stücke zu recitiren."

„O, er ist sehr bereit dazu," sagte Rotrou; „Verse von einem Dichter verlangen, das ist eben so viel, als ob man Wasser von einer Quelle verlangte. Vorwärts also, Corneille!"

Corneille erröthete, stotterte eine verlegene Entschuldigung, legte die Hand an seine Stirn, und recitirte in einem Tone, der eher für das Trauerspiel als für die Komödie paßte, einige schöne, tief empfundene Verse aus seinem Stücke.

Ein beifälliges Gemurmel begleitete stellenweise seinen Vortrag, und brach bei einem besonders gefühlvollen und poetisch gedachten Verse in einen lauten Beifallsruf aus, zu welchem die Marquise das Zeichen gegeben hatte. Nur einige Männer, darunter der jüngere Montausier, welche dieser Gattung Poesie abhold waren, protestirten durch ihr Stillschweigen.

Als nun gar Corneille seinem Vortrage noch ein Sonett hinzugefügt hatte, welche Dichtungsart sich damals der höchsten Beliebtheit erfreute, obwohl der Spruch Boileau's, daß ein gutes Sonett eine ganze Dichtung aufwiege, noch nicht existirte, hatte das Applaudiren kein Ende; selbst Fräulein von Scudéry näherte ihre Fingerspitzen einander.

Rotrou mit seinem loyalen Herzen erfreute sich besonders an dem Triumphe seines Freundes.

„In der That," sagte die Prinzeß, „Herr Rotrou, Ihr habt Recht; Euer Freund ist ein junger Mann, der würdig ist, daß man ihn thatkräftig unterstütze."

„Wenn das Eure Ansicht ist, Frau Prinzeß," sagte Rotrou, die Stimme senkend, „daß ihn nur Frau von Condé hören konnte, wäre es da nicht möglich, ihm durch Seine Hoheit, den Herrn Prinzen, Euren Gemal, irgend eine kleine Stelle zu verschaffen, denn er ist ohne Vermögen, und Ihr begreift gewiß, daß es schade wäre, wegen einiger Francs ein solches Genie untergehen zu lassen."

„Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen; der

Herr Prinz! Das ist gerade der Mann, mit dem man von Dichtern und Gedichten reden kann! Eines Tages besuchte er mich, als ich gerade Herrn Chapelain zum Essen bei mir hatte; er rief mich abseits, um mir etwas zu sagen, dann fragte er mich: „Wer ist denn der kleine, schäbige Mann, der bei Euch speist, Madame?“ — „Das ist Chapelain!“ erwiederte ich und glaubte, damit genug gesagt zu haben. — „Chapelain, wer ist das?“ — „Nun, der, welcher die „Jungfrau“ gemacht hat.“ — „So? Dann ist er also ein Bildhauer?“ — „Nein!“ — Ihr sehet aus diesem kleinen Beispiele genug, mein lieber Rotrou, aber ich will von Eurem Freunde mit Frau von Combales reden, welche ihrerseits den Herrn Cardinal aufmerksam machen wird. — Glaubt Ihr, daß Herr Corneille sich dazu versteht, an den Tragödien Seiner Eminenz mitzuarbeiten?“

„Er wird mit Allem einverstanden sein, vorausgesetzt, daß er in Paris bleiben kann. Bedenket nur, wenn er in einer Advocatenstube solche Verse gemacht hat, was er leisten wird, wenn es ihm einmal gegönnt ist, sich in einer Welt zu bewegen, deren Königin Ihr seid, Madame, während die Frau Marquise den ersten Minister vorstellt.“

„Gut! Lasset „Melita“ zur Aufführung kommen und gefallen; für das Uebrige wird gesorgt werden.“

Und sie reichte Rotrou ihre feine Hand, welcher sie in die seinige nahm und anblickte, als ob er ihre Schönheit betrachtete.

„Nun, woran denkt Ihr jetzt wieder?“ fragte ihn die Prinzeß.

„Ich denke darüber nach, ob auf dieser Hand für die Lippen zweier Dichter Platz ist. Ich meine, sie ist zu klein dazu!“

„Zum Glücke,“ lachte Frau von Condé, „hat mir Gott zwei Hände gegeben; die eine für Euch, und die andere für einen Andern, den Ihr zum Handkusse zulassen wollt.“

„Corneille, Corneille!“ rief Rotrou, „komm' schnell hierher, die Prinzeß erlaubt Dir für dein Sonett, daß Du ihre Hand küssest!“

Corneille blieb ganz verdutzt stehen; es wirbelte ihm vor den Augen. An einem und demselben Abende, am ersten Abende seines Eintrittes in die Welt, die Hand der Prinzeß küssen zu dürfen, und von der Marquise von Rambouillet applaudirt worden zu sein, das waren zwei Gunstbezeigungen des Schicksals, die sein höchster Ehrgeiz nicht einmal einzeln zu träumen gewagt hatte.

Auf wessen Seite war der Ruhm und die Ehre? Waren sie auf Seite der zwei jungen Männer, welche zu gleicher Zeit die Hände der Gemalin des ersten Prinzen von Geblüt küssen durften, oder auf Seite der Prinzeß, deren Hände zu gleicher Zeit von zwei Jünglingen geküßt wurden, die sich in der Zukunft die Unsterblichkeit erringen sollten?

Die Nachwelt hat entschieden; die Ehre war auf Seite der Prinzeß.

Unterdessen war Meister Claude, den Stab in der Hand, wie der Polonius des „Hamlet“ in den Saal gekommen, hatte der Marquise leise etwas zugeflüstert, und nachdem sie ihm ebenso leise geantwortet, und dem Anscheine nach verschiedene Befehle ertheilt hatte, erhob sie das Haupt und sagte lächelnd:

„Sehr edle und sehr werthe Herren; geschätzte und liebe Freundinnen! Wenn ich Euch zu nichts Anderem berufen hätte, als um die Verse des Herrn Corneille anzuhören, so würdet Ihr Euch wahrlich nicht zu beklagen haben; ich habe Euch aber in einer materielleren Absicht und zu einem minder ätherischen Zwecke geladen. Ich habe oft mit Euch über den Vorzug des italienischen Sorbet vor dem französischen gesprochen. Ich habe so lange gesucht, bis ich einen Eisbereiter entdeckte der eben von Neapel angekommen ist. Ich sage nicht: „Wer mich liebt, der folge mir!“ sondern:

„Wer das Gefrorene liebt, dem zeige ich den Weg!" — Herr Corneille, gebt mir Euren Arm!"

„Hier ist mein Arm, Herr Rotrou," sagte die Prinzeß, welche beschlossen hatte, in Allem dem Beispiele der Marquise zu folgen.

Zitternd und linkisch, wie die Männer von Genie zu sein pflegen, die eben aus der Provinz kommen, reichte Corneille seinen Arm der Marquise, während Rotrou in galanter Weise und mit der Manier eines vollendeten Cavaliers den seinigen der Prinzeß von Condé reichte; der Graf von Salles, der jüngere der Brüder Montausier, bot sich der schönen Julie zum Cavalier an, der Marquis von Montausier reichte seinen Arm dem Fräulein Paulet und Gambault bequemte sich zu Fräulein von Scudéry.

Frau von Combales, welche mit ihrem klösterlichen Anzuge, dessen Strenge blos durch ein Bouquet von frischen Veilchen und Rosenknospen in etwas gemildert wurde, ihren Arm keinem Manne geben konnte, ging gleich nach der Prinzeß an der Seite der Frau von St. Etienne, der zweiten Tochter vom Hause, welche wie sie der Kirche angehörte, mit dem Unterschiede, daß Frau von St. Etienne jeden Tag einen Schritt vorwärts in ihrem geistlichen Berufe machte, Frau von Combales hingegen sich täglich um einen Schritt weiter daraus entfernte.

Bis jetzt war die Gesellschaft in den Salons der Marquise noch durch nichts überrascht worden, aber das allgemeine Erstaunen war groß, als die Marquise, welche in ihrer Eigenschaft als Führerin den Vortritt vor der Prinzeß genommen hatte, vor einer Wand stehen blieb, in welcher es, wie man wußte, weder eine Thüre noch einen sonstigen Ausgang gab.

Die Marquise aber klopfte mit ihrem Fächer einige Male an die Mauer.

Sofort öffnete sich dieselbe wie durch Zauberei und man befand sich auf der Schwelle eines herrlichen Zimmers,

das mit blauen, goldgestickten Sammtmöbeln versehen war. Die Tapeten waren in ihrer Grundfarbe den Möbeln ähnlich, und hatten auch die gleichen Verzierungen. In der Mitte befand sich eine vierseitige Etagère, welche mit Blumen, Früchten, Kuchen und Eis beladen war, und an welcher zwei als Genien gekleidete Mädchen, die jüngsten Schwestern der schönen Julie, die Honneurs machten.

Der Schrei der Bewunderung, welchen die Gesellschaft ausstieß, war ein einstimmiger. Man wußte, daß sich hinter der Mauer der Garten des Hospitals der Dreihundert befinde, und sah nun plötzlich ein so wohl eingerichtetes, so herrlich tapezirtes und so schön gemaltes Zimmer, daß man glauben mußte, es sei von Feenhänden erbaut und von einem Zauberer ausgeschmückt worden.

Während die Gesellschaft noch mit extatischen Ausrufungen über den Geschmack und Reichthum dieses Gemaches beschäftigt war, welches in der Folge unter dem Namen „blaues Zimmer" eine Berühmtheit erlangte, drängte sich Voiture bleich, athemlos und mit Blut bedeckt durch die Versammlung.

„Ist ein Arzt zugegen?" schrie er, „der Graf Pisani hat sich soeben mit Souscarrières geschlagen und ist gefährlich verwundet."

Zur selben Zeit konnte man im Hintergrunde des Saales den bewußtlosen und leichenähnlichen Körper Pisani's sehen, der auf den Armen von Brancas und Chavaroche ruhte.

„Mein Sohn! mein Bruder! der Marquis!" waren die drei Schreie, welche zu gleicher Zeit ausgestoßen wurden, und ohne sich weiter um das „blaue Zimmer" zu bekümmern, welches auf eine so traurige Art eingeweiht worden war, drängte sich Jedermann in die Nähe des Verwundeten.

In demselben Augenblicke, in welchem der Graf Pisani bewußtlos in das Hôtel Rambouillet getragen wurde,

setzte ein unerwartetes Ereigniß, welches die Situation in eigenthümlicher Weise verwickeln sollte, die Bewohner des Gasthauses „zum gefärbten Barte" in nicht geringes Erstaunen.

Stephan Latil, welchen man todt glaubte und auf einen Tisch gelegt hatte, um ihn daselbst zu lassen, bis Bretter zu einer Tragbahre zusammengefügt wären, stieß plötzlich einen schweren Seufzer aus, schlug die Augen auf und sagte mit schwacher, doch vollkommen vernehmbarer Stimme:

„Ich habe Durst!"

VII.

Marina und Jaquelino.

Wenige Minuten, bevor Latil durch jene zwei Worte ein Lebenszeichen gegeben hatte, welche in der Regel jeder Verwundete hervorstößt, wenn er aus einer Ohnmacht erwacht, welche aber besonders unserem Raufbolde geläufig waren, kam in das Wirthshaus „zum gefärbten Barte" ein junger Mann, der sich angelegentlich erkundigte, ob das im ersten Stockwerke gelegene Zimmer Nr. 13 von einer Bäuerin aus der Umgegend von Pau, Namens Marina, in Beschlag genommen sei. „Dieselbe ist," fügte er hinzu, „an ihren schönen Haaren und glänzenden schwarzen Augen kenntlich, die so gut zu ihrem rothen Mieder passen, sowie zu ihrem ganzen Anzuge, welcher an die Kleidung der öden Berge von Corasse erinnert, die Heinrich IV. als kleines Kind so oft mit bloßem Kopf und barfuß erklettert hat."

Frau Soleil ließ mit ihrem reizendsten Lächeln dem jungen Manne Zeit zu allen diesen Auseinandersetzungen, denn ohne Zweifel fand sie Gefallen an ihm und wollte sich Gelegenheit verschaffen, ihn länger betrachten zu können; als er zu Ende war, antwortete sie mit einem Blicke, der vollkom-

menes Verständniß ausdrückte, daß die junge Bäuerin, welche sich Marina nenne, in dem bezeichneten Zimmer sei und daselbst schon länger als eine halbe Stunde warte.

Und mit einer graziösen Bewegung, wie sie Frauen von 30 bis 35 Jahren stets gegenüber von jungen Männern zwischen zwanzig und zweiundzwanzig anzuwenden pflegen, zeigte sie dem jungen Manne die Treppe, welche nach dem Zimmer Nr. 13 führte.

Der Ankömmling war ein hübscher Junge, der das Alter von zwanzig Jahren nicht weit hinter sich haben mochte; er war von mittlerer Statur, aber gut gewachsen, und jede seiner Bewegungen war voll Eleganz und verrieth dabei männliche Kraft. Er hatte die blauen Augen des Nordens, die schwarzen Haare und Augenbrauen des Südens, einen gebräunten Teint, einen feinen Schnur- und einen im Entstehen begriffenen Vollbart. Ein paar feingeschwungene Lippen, welche, sich öffnend, zwei Reihen blendend weißer, kleiner Zähne sehen ließen, um die ihn manche Dame beneidet hätte, vervollständigten die bestechende Physiognomie des Jünglings.

Sein baskischer Bauernanzug war eben so bequem als hübsch. Er bestand aus einem blutrothen Barett, aus dessen Mitte eine schwarze Quaste auf die Schulter herabfiel, und das mit rothen und schwarzen Federn geziert war, einem Wamms von derselben Farbe wie das Barett, mit hängenden Aermeln, unter welchen man die Aermel eines enganschließenden Panzercollets gewahrte, bauschiger Pluderhose und hohen Stiefeln von grauem Büffelleder. Ein lederner Gürtel, in welchem neben einem langen Rappiere ein breiter Dolch stak, vervollständigte den Anzug des jungen Mannes, den wir nicht als Bauer betrachten dürfen, da ihm seine Waffen den Charakter eines Landedelmannes gaben.

Vor der Thür des bezeichneten Zimmers angekommen, überzeugte er sich, ob wirklich die Nummer 13 über derselben angeschrieben sei, und erst als er darüber außer Zweifel war, klopfte er in einer eigenthümlichen Weise, indem er zwei

Schläge rasch hintereinander folgen ließ, denen er nach einer Pause zwei andere Schläge beifügte, während ein fünfter Schlag erst nach Verlauf einiger Secunden den Schluß dieser Art von Signal bildete.

Sofort nach dem fünften Schlage öffnete sich die Thür, zum Beweis, daß der Besucher erwartet wurde.

Die Person, welche öffnete, war eine Frau in dem Alter von etwa 30 Jahren und in dem vollen Glanze einer blendenden Schönheit; ihre Augen, welche in dem Signalement, das der junge Mann der Wirthin gegeben hatte, eine so große Rolle spielten, funkelten wie zwei Diamanten aus dem Schatten ihrer langen dunklen Wimpern hervor; ihre Haare waren von so tiefem Schwarz, daß alle üblichen Vergleiche mit der Kohle, mit den Rabenflügeln u. s. w. ihnen gegenüber als unzureichend erscheinen mußten; ihre Wangen waren von jener warmen Blässe — mit einem tieferen, das wallende Blut verrathenden Farbentone, welche Leidenschaften andeutet, die häufiger stürmisch und vorübergehend, als tief und dauernd sind; ihr von einer vierfachen Corallenschnur umschlossener Hals war in kräftige Schultern eingefügt und verlief in einen Busen. dessen Conturen sowohl, als das stürmische Wogen, das ihn bewegte, wahrlich nicht den geringsten Reiz der ganzen junonischen Gestalt ausmachten; die Taille war fein, und erschien noch feiner, als sie wirklich war, durch die echt spanische Wölbung der Hüfte. Der kurze Rock, von demselben Roth wie das Mieder, ließ ein tadellos, fast aristokratisch geformtes Unterbein und einen Fuß sehen, dessen Kleinheit im Verhältnisse zu der ganzen kräftigen Gestalt wahrhaft staunenswerth war.

Die Thür wurde zuerst ein klein wenig geöffnet, und erst nachdem der junge Mann den Namen Marina ausgesprochen, worauf die Oeffnende wie bei dem Austausch einer Parole mit dem Namen Jaquelino geantwortet hatte, that sich die Thür ganz auf und Marina trat von derselben weg, um den Erwarteten in's Zimmer eintreten zu lassen, worauf

sie die Thür rasch in's Schloß drückte und den Riegel vorschob, dann aber sich schnell umwandte, gleich als drängte es sie, den Mann genauer zu besehen, der sie aufzusuchen gekommen war.

Beide blickten sich nun eine Zeit lang mit gleicher Neugier an; Jaquelino mit gekreuzten Armen, zurückgeworfenem Kopfe und lächelnden Lippen, Marina den Kopf vorgebeugt, die Hände rückwärts noch auf das Thürschloß gestützt und in einer Stellung, die an die katzenartigen Raubthiere erinnern mußte, die ihre Beute beschleichen, bereit, jede Secunde auf dieselbe zuzuspringen.

„Ventre St. Gris," rief der junge Mann, „da habe ich, wie es scheint, eine reizende Cousine!"

„Und ich," erwiederte die junge Frau, „einen sehr hübschen Vetter!"

„Meiner Treu," fuhr Jaquelino fort, „wenn man so nahe mit einander verwandt ist, wie wir, und einander noch niemals gesehen hat, so sollte es mir scheinen, daß man die Bekanntschaft am besten damit anfängt, daß man einander umarmt."

„Ich habe nichts gegen diese Art des Bewillkommnes," erwiederte Marina und hielt dem jungen Manne ihre Wangen hin, welche sich mit einer flüchtigen Röthe bedeckten, die ein Kenner nicht der Schamhaftigkeit, sondern im Gegentheile einer leichten Erregbarkeit zuschreiben mußte.

Die beiden jungen Leute umarmten sich.

„Es wäre doch, bei der Seele meines Vaters," rief der junge Mann mit dem Ausdruck guter Laune, welche bei ihm gewöhnlich zu sein schien, „die angenehmste Sache von der Welt, eine schöne Frau zu umarmen, wenn es nicht noch angenehmer wäre, diese Umarmung zu wiederholen!"

Und er breitete nochmals seine Arme aus, um die That dem Worte folgen zu lassen.

„Mein schöner Vetter," sagte aber Marina, ihn abwehrend, „wir werden davon später reden, wenn es Euch be-

liebt; nicht als ob es mir nicht ebenso angenehm schiene, als Euch, aber weil uns die Zeit dazu mangelt. Es ist dies Euer eigener Fehler; warum habt Ihr mich länger als eine halbe Stunde auf Euch warten lassen?“

„Das ist bei Gott eine schöne Frage! Weil ich glaubte, von irgend einer dicken, deutschen Amme oder von einer vertrockneten spanischen Duenna erwartet zu werden. Aber sollte noch einmal die Gelegenheit kommen, daß wir Zwei zusammentreffen, so schwöre ich Euch, schöne Cousine, daß ich es sein werde, der Euch erwartet.“

„Ich nehme Notiz von diesem Versprechen, doch habe ich darum nicht mindere Eile, Der, die mich geschickt hat, die Nachricht zu hinterbringen, daß Ihr bereit seid, in allen Stücken ihren Befehlen so pünctlich zu gehorchen, wie es sich für einen höflichen Cavalier gegenüber einer großen Fürstin geziemt.“

„Ich erwarte diese Befehle in Demuth,“ sagte der junge Mann, sich auf ein Knie niederlassend.

„O, o! Ihr vor mir auf den Knieen! Monseigneur, Monseigneur, denkt Ihr wirklich an so etwas?“ rief Marina, ihn aufhebend.

Dann fügte sie mit ihrem herausforderndsten Lächeln hinzu:

„Es ist eigentlich schade; Ihr nehmt Euch so gut in dieser Stellung aus.“

„Vor Allem,“ sagte der junge Mann, die Hand seiner angeblichen Cousine drückend und sie veranlassend, sich neben ihn zu setzen, „hat man die Nachricht von meiner Rückkehr mit Befriedigung aufgenommen?“

„Mit Freude sogar.“

„Und bewilligt man mir gern diese Audienz?“

„Mit Entzücken.“

„Und wird die Botschaft, mit der ich betraut bin, gut aufgenommen werden?“

„Enthusiastisch!“

„Und dennoch sind bereits acht Tage verflossen, daß ich zurückgekehrt bin, und zwei Tage, daß ich warte."

„Ihr seid in der That köstlich, Monseigneur! Und wie lange ist es denn, daß wir selbst von La Rochelle zurückgekehrt sind? Zwei Tage und ein halber."

„Das ist wahr!"

„Und womit ist diese Zeit zugebracht worden?"

„Mit Festlichkeiten; ich weiß es, denn ich habe sie gesehen.

„Von wo aus?"

„Mein Gott, von der Straße aus, wie ein anderer einfacher Sterblicher."

„Wie habt Ihr dieselben gefunden?"

„Entzückend!"

„Nicht wahr? Er besitzt Einbildungskraft, unser theuerer Cardinal. Seine Majestät Ludwig XIII. als Jupiter."

„Ja, als Jupiter Stator."

„Stator oder ein anderer, darauf kömmt es wohl nicht an."

„O, es kömmt wohl darauf an, meine schöne Cousine; der Schwerpunct der Frage liegt vielmehr in diesem Worte."

„In welchem Worte?"

„In dem Worte Stator; wißt Ihr, was es bedeutet?"

„Nein!"

„Es will sagen, Jupiter, welcher aufhält oder auch welcher sich aufhält, mit andern Worten, welcher stehen bleibt."

„Nehmen wir an, es hieße: Jupiter, welcher stehen bleibt."

„Am Fuße der Alpen, nicht wahr?"

„Wir wenigstens werden unser Bestes thun, trotz des Blitzes, den Jupiter in der Hand hielt, und mit welchem er Oesterreich und Spanien zugleich bedrohte."

„Ein Blitz von Holz —"

„Und ungeflügelt; die Flügel des Blitzes sind in Bezug auf den Krieg stets die Geldcassen, und ich halte weder den König noch den Cardinal für besonders reich. Jupiter Stator wird also, nachdem er dem Osten und dem Westen genug drohte, wahrscheinlich den Blitz aus der Hand legen, ohne ihn geschleudert zu haben."

„O, saget Ihr das heute Abend unseren armen Königinnen und Ihr werdet sie glücklich machen."

„Ich habe ihnen Besseres als das zu sagen; ich habe ihnen, wie ich es bereits Ihre Majestäten wissen ließ, einen Brief des Fürsten von Piemont zu übergeben, welcher schwört, daß die französische Armee die Alpen nicht überschreiten wird."

„Wenn er nur diesmal Wort hält; es ist, Ihr wisset es, sonst nicht seine Gewohnheit."

„Aber diesmal hat er alles Interesse dabei, Wort zu halten."

„Wir plaudern, Vetter, wir plaudern und lassen die Zeit unnütz verstreichen."

„Das ist Eure Schuld, Cousine," sagte der junge Mann mit einem Lächeln, das seine schönen Zähne sehen ließ, „Ihr wollet die Zeit nicht mit nützlichen Dingen ausfüllen."

„Da sei einmal Jemand seiner Herrschaft ergeben und nehme sich ihretwegen das Brod aus dem Munde; nichts als Vorwürfe werden diese Ergebenheit belohnen. Mein Gott, wie undankbar ist doch die Welt!"

„Nun, ich höre Euch an, Cousine!"

Und der junge Mann gab seiner Miene den ernstesten Ausdruck, den er hervorzubringen vermochte.

„Gut! Am heutigen Abende gegen eilf Uhr werdet Ihr im Louvre erwartet."

„Wie? Heute Abend schon soll ich die Ehre haben, von Ihren Majestäten empfangen zu werden?"

„Heute Abend!"

„Ich dachte, daß heute Schauspiel und Gelegenheitsballet bei Hofe ist?"

„Ja, aber als die Königin dies hörte, hat sie sich sofort über große Müdigkeit und unerträglichen Kopfschmerz beklagt; sie sagte, daß nur der Schlaf sie wieder herstellen könne. Man holte Bouvard; dieser erkannte alle Symptome einer heftigen Migräne; Bouvard gehört nämlich uns, obwohl er Arzt des Königs ist, mit Leib und Seele. Er verordnete die absoluteste Ruhe und die Königin ruht aus, indem sie Euch erwartet."

„Aber auf welche Weise gelange ich in den Louvre? Ich setze voraus, daß dies nicht dadurch geschehen soll, daß ich meinen Namen nenne."

„Seid ruhig, es ist für Alles gesorgt. Ihr werdet Euch heute Abend in der Kleidung eines Edelmannes in die Rue des Fosses St. Germain begeben. Ein Page, in die Farben der Prinzeß — chamois und blau — gekleidet, wird Euch an der Ecke der Rue des Poulies erwarten; er wird das Losungswort haben und Euch bis an den Eingang des Corridors geleiten, wo die Ehrendame vom Dienst Euch in Empfang nehmen wird, um Euch sogleich zu Ihrer Majestät zu führen, wenn dieselbe Euch sofort empfangen kann, oder Euch in einem benachbarten Cabinet warten zu lassen, bis der Augenblick der Audienz gekommen sein wird.«

„Und warum gebt Ihr, theuere Cousine, Euch nicht selbst die Mühe, mich während des Wartens geduldig zu erhalten; ich gestehe Euch, daß das mir außerordentlich angenehm wäre."

»Weil die Woche meines Dienstes zu Ende ist, und ich, wie Ihr seht, meinen Dienst außerhalb des Schlosses verrichte."

„Und Ihr habt mir ganz das Aussehen, als wüßtet Ihr Euch diesen äußeren Dienst möglichst angenehm einzurichten."

„Was wollt Ihr, lieber Vetter, man lebt nur einmal!"

In diesem Augenblicke hörte man die Uhr vom Thurme der Carmeliter schlagen.

„Neun Uhr!“ rief Marina, „umarmt mich schnell, lieber Vetter, und laßt mich hinaus; ich habe kaum noch Zeit, in den Louvre zurückzukehren und daselbst zu erzählen, daß ich einen sehr liebenswürdigen Mann zum Vetter habe, welcher — was würdet Ihr wohl für die Königin geben?“

„Mein Leben! Ist das genug?“

„Es ist zuviel! gebt nur immer das, was Ihr zurücknehmen könnt, und nie das, was, einmal gegeben, auf ewig verloren ist. Auf Wiedersehen, Cousin!“

„Apropos!“ rief der junge Mann, sie zurückhaltend, „gibt es kein Erkennungszeichen, keine Parole, die mit dem Pagen ausgetauscht werden müßte?“

„Es ist wahr! ich vergaß; Ihr werdet ihm Casale sagen und er wird Mantua antworten.“

Und die junge Frau bot dem jungen Manne jetzt nicht ihre Wangen, sondern ihre frischen, vollen Lippen zu einem Kusse, den er auch recht herzlich daraufdrückte.

Dann lief sie die Treppe mit einer Schnelligkeit hinab, als ob sie gefürchtet hätte, nicht widerstehen zu können, wenn man den Versuch machen sollte, sie zurückzuhalten.

Jaquelino sah ihr eine Weile nach, setzte dann seine rothe Kappe wieder auf seinen Kopf und stieg, ein Liedchen trällernd, langsam genug die Stiege hinab, um der Botin aus dem Louvre Zeit zu lassen, sich indessen aus dem Hause zu entfernen.

Er war bei der dritten Strophe seines Liedes und auf der letzten Stufe der Stiege angelangt, als ihm ein Blick in den Saal des Erdgeschosses, dessen Thür offen stand, einen bleichen und blutigen Mann zeigte, der ausgestreckt auf einem Tische lag und an dessen Seite ein Capuziner kniete, der die Beichte des Sterbenden zu hören schien. An den Fenstern und der Thür drängten sich Neugierige, welche jedoch durch die Gegenwart des Mönches und die Feierlichkeit der Scene abgehalten wurden, den Saal zu betreten.

Dieser Anblick ließ das Lied auf den Lippen des jungen Mannes ersterben und da der Wirth sich im Bereiche seiner Stimme befand, rief er:

„He, Meister Soleil!“

Meister Soleil kam, die Mütze in der Hand, herbei.

„Was steht denn zu Diensten, mein schöner junger Herr?“ fragte er.

„Was zum Teufel thut dort jener Mann auf dem Tische, mit dem Mönche an seiner Seite?“

„Er beichtet.“

„Ich sehe wohl, daß er beichtet, aber wer ist er und warum beichtet er?“

„Wer er ist?“ sagte der Wirth mit einem Seufzer; „er ist ein braver und rechtschaffener Bursche Namens Stephan Latil und gehört zu den besten Kunden meines Hauses. Warum er beichtet? Weil er aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Stunden zu leben hat. Da er ein religiöses Gemüth hat und mit großem Geschrei nach einem Priester verlangte, hat meine Frau diesen würdigen Capuziner herbeigeholt, der eben von den Carmelitern kam.“

„Und woran stirbt Euer rechtschaffener Bursche?“

„O, mein Herr! Ein Anderer wäre schon zehnmal daran gestorben. Er stirbt an zwei fürchterlichen Degenstößen, wovon der eine in den Rücken hinein und bei der Brust hinausging, während der andere gerade den entgegengesetzten Weg nahm.“

„Er kämpfte also mit mehreren Leuten?“

„Mit vieren, mein Herr, mit vieren!“

„Ein Duell?“

„Nein, ein Racheact.“

„Ein Racheact?“

„Ja, man fürchtete, daß er reden würde.“

„Und wenn er geredet hätte, was hätte er sagen können?“

„Daß man ihm tausend Pistolen angeboten hätte, da-

mit er den Grafen von Moret tödte, und daß er dieses Anerbieten ausgeschlagen habe."

Der junge Mann erbebte bei der Nennung dieses Namens und sah den Gastwirth scharf an.

„Damit er den Grafen von Moret tödte," wiederholte der junge Mann, „seid Ihr dessen auch vollkommen sicher, was Ihr da behauptet, guter Mann?"

„Ich habe es aus seinem eigenen Munde; es ist das Erste, was er gesagt hat, nachdem er zu trinken verlangte."

„Den Grafen von Moret," sagte der junge Mann vor sich hinsinnend, „Anton von Bourbon?"

„Anton von Bourbon, so ist es!"

„Den Sohn des Königs Heinrich IV."

„Und der Frau Jaqueline von Beuil, Gräfin von Moret."

„Das ist sonderbar!" flüsterte der junge Mann.

„So sonderbar es auch sein mag, verhält es sich doch nicht anders."

Nach einem Stillschweigen, welches einige Augenblicke gewährt hatte, schritt der junge Mann zum großen Erstaunen Soleil's und trotz seiner Rufe: „Wohin geht Ihr?" durch die Neugierigen, welche die Thür belagerten, sich Bahn machend, in den Saal und gerade auf den Tisch zu, auf welchem Latil sich vor Schmerzen krümmte, und eine reichlich gefüllte Börse auf den Tisch werfend, sagte er:

„Stephan Latil! Wenn Ihr von Euren Wunden genesen solltet, so begebt Euch nach dem Hôtel des Herzogs von Montmorency in der Rue des Blancs Manteaux; solltet Ihr aber sterben, so sterbet ruhig im Vertrauen auf den Herrn; die Messen sollen der Ruhe Eurer Seele nicht fehlen!"

Bei der Annäherung des jungen Mannes hatte sich Latil auf seinem Ellbogen aufgerichtet und verharrte in dieser Stellung mit starrem Blicke, gerunzelten Augenbraunen und geöffnetem Munde, als ob er ein Gespenst sähe.

Als der junge Mann aber wiederum den Rücken gekehrt hatte, flüsterte er:

„Der Graf von Moret!" und ließ sich wieder auf die Tischplatte zurückfallen.

Der Capuziner aber zog, als er des falschen Jaquelino ansichtig geworden, schnell die Capuze tief ins Gesicht, gleich als ob er gefürchtet hätte, von dem jungen Manne erkannt zu werden.

VIII.

Treppen und Corridors.

Aus dem Wirthshause „zum gefärbten Barte" kommend, durchschritt der Graf von Moret, dessen Incognito wir nun nicht mehr aufrecht zu halten brauchen, die Rue de l'Homme Armé und wandte sich dann nach rechts in die Rue des Blancs Manteaux, wo er an das Thor des dem Herzoge von Montmorency, Heinrich II., gehörigen Hôtels klopfte. Dieses Hôtel hatte noch einen andern Ausgang, der in die Rue St. Avoye führte.

Ohne Zweifel genoß der Sohn Heinrichs IV. ein großes Ansehen in diesem Hause, denn kaum war er erkannt worden, als ein Page von etwa fünfzehn Jahren einen Armleuchter ergriff, die vier Wachskerzen auf demselben anzündete, und ihm voranleuchtete.

Der Prinz folgte dem Pagen.

Die Wohnung des Grafen von Moret befand sich im ersten Stockwerke, der Page beleuchtete eines der Zimmer, indem er die wohlriechenden Kerzen zweier Candelaber anzündete, und fragte dann:

„Haben Eure Hoheit irgend einen Auftrag für mich?"

„Bist Du heute Abend bei deinem Herrn beschäftigt, Galaor?" fragte der Graf von Moret.

„Nein, Monseigneur, ich habe Urlaub."

„Willst Du mich begleiten?"

„Mit großem Vergnügen, Monseigneur!"

„In diesem Falle kleide Dich warm an und versieh Dich mit einem guten Mantel; die Nacht wird kalt werden."

„O, o," sagte der kleine Page, der durch seinen Herrn an dergleichen Abenteuer gewöhnt worden war, „ich werde, wie es scheint, irgendwo Wache zu stehen haben."

„Ja, und zwar wird es eine Ehrenwache im Louvre sein, aber, Galaor, daß Du ja keine Sylbe davon erwähnst, nicht einmal deinem Herrn gegenüber."

„Das versteht sich!" sagte der Knabe lächelnd und einen Finger an seine Lippen legend.

Dann machte er eine Bewegung, um das Zimmer zu verlassen.

„Warte!" sagte der Graf von Moret, „ich habe Dir noch einige Verhaltungsbefehle zu geben."

Der Page verbeugte sich.

„Du wirst selbst ein Pferd satteln und zwei geladene Pistolen in die Halfter stecken."

„Ein Pferd blos?"

„Ja, blos ein Pferd, Du wirst hinter mir auf die Croupe steigen; würden wir ein zweites Pferd nehmen, so würden wir die Aufmerksamkeit auf uns ziehen."

„Die Befehle Monseigneurs werden pünctlich vollzogen werden."

Es schlug zehn Uhr; der Graf horchte, indem er die Schläge zählte.

„Zehn Uhr!" sagte er, „beeile Dich, Galaor, damit in einer Viertelstunde Alles bereit ist."

Der Page verbeugte sich und verließ das Zimmer, ganz stolz darüber, daß ihn der Graf von Moret zum Vertrauten gemacht hatte.

Dieser wählte unter seiner Garderobe einen einfachen, aber höchst eleganten Anzug aus und bekleidete sich damit. Das Wamms war von granatbraunem, die weiten Beinklei-

der von blauem Sammt. Die kostbarsten Brüsseler Spitzen bildeten den Kragen und die Manchetten eines feinen Hemdes, welches zwischen Wamms und Beinkleidern sich ein wenig hervorbauschte; hohe Reiterstiefel von Büffelleder umschlossen die Beine. und ein Schlaghut, an welchem zwei Straußfedern ebenfalls in Granatbraun und Blau durch eine Diamantenagraffe festgehalten wurden, bildete die Kopfbedeckung. In einem reichen Wehrgehänge stak ein Degen, dessen Griff fein ciselirt war, während die Klinge aus dem besten Stahle bestand, der also als Luxus-, wie als Vertheidigungswaffe gleich trefflich diente.

Dann wendete er mit der der Jugend eigenthümlichen und natürlichen Koketterie auf sein Gesicht einige Sorgfalt; er kämmte seine natürlich gelockten Haare zu beiden Seiten der Stirne herab, gab seinem Schnurbarte einen graziösen Schwung, strich seinen Vollbart gerade, der zu seinem Leidwesen gar zu langsam in die Länge wuchs, und nahm dann aus einer Schublade eine Börse, welche die an Latil verschenkte zu ersetzen bestimmt war. Durch diese Börse wurde er an das Abenteuer mit Latil erinnert, und er stellte sich wiederholt die Frage:

„Wer zum Teufel mag ein Interesse daran haben, mich aus der Welt zu schaffen?“

Da er sich jedoch auf diese Frage keine befriedigende Antwort zu ertheilen vermochte, verwischte er die Erinnerung an Latil und seine Beichte mit der Sorglosigkeit der Jugend aus seinem Gedächtnisse, betastete sich, ob er nichts vergessen, warf noch einen Seitenblick in den Spiegel und stieg die Treppe hinab, indem er die letzte Strophe jenes Liedes summte, dessen erste Strophen er in dem Wirthshause „zum gefärbten Barte“ gesungen hatte, als ihn der Anblick des Schwerverwundeten so unerwartet aus dem Concepte brachte.

Vor dem Thore des Hôtels fand der Graf das Pferd und den Pagen, welche ihn erwarteten. Er schwang sich mit

der Leichtigkeit und Eleganz eines vollendeten Reiters in den Sattel; auf seine Aufforderung sprang Galaor hinter ihm auf die Croupe des Pferdes. Nachdem der Graf sich überzeugt hatte, daß der Knabe sicher und bequem sitze, ließ er sein Pferd austraben und befand sich eine kleine Viertelstunde nachher in der Rue des Poulies.

An der Ecke, welche die Rue des Poulies mit der Rue des Fosses St. Germain bildet, saß unter einem von einer Lampe beleuchteten Madonnenbilde ein junger Knabe, der, sobald er den Reiter erblickte, der hinter sich auf dem Pferde einen Pagen sitzen hatte, sofort erkannte, daß das der Edelmann sei, auf den zu warten ihm befohlen worden war, und seinen Mantel auseinanderschlug.

Dieser Mantel bedeckte einen Anzug in Chamois und Blau, welche Farben die Livrée der Frau Prinzeß bildeten.

Auch der Graf erkannte den Pagen, den man ihm bezeichnet hatte; er hieß Galaor absteigen, und nachdem auch er sich aus dem Sattel geschwungen, trat er auf den Knaben zu.

Dieser erhob sich von dem Ecksteine, auf dem er gesessen hatte, und nahm eine respectvolle Haltung an.

„Casale," sagte der Graf.

„Mantua," gab der Page zurück.

Der Graf machte Galaor ein Zeichen, sich zu entfernen, und sich wieder zu Dem wendend, der ihm als Führer dienen sollte, sagte er:

„Du bist es also, dem ich jetzt folgen soll, mein schöner Junge?"

„Ja, Herr Graf, wenn es Euch beliebt," antwortete der Page mit einer so feinen und wohlklingenden Stimme, daß dem Grafen im Augenblicke die Idee kam, er habe eine Frau vor sich.

„Gut denn!" sagte der Graf, indem er aufhörte, seinen Führer zu dutzen, „zeigt mir also den Weg, den ich zu gehen habe."

Diese Veränderung in den Worten des Grafen entging

keineswegs demjenigen oder derjenigen, an den oder an die sie gerichtet waren. Der Page warf einen schalkhaften Blick auf den Grafen, bemühte sich nicht einmal ein Lächeln zu verbergen, das auf seine Lippen trat, nickte mit dem Kopfe und setzte sich in Bewegung.

Sie überschritten, ohne angehalten zu werden, die Zugbrücke, Dank einem Worte, das der Page der Schildwache zugeflüstert hatte, kamen ebenso unangefochten durch das Thor des Louvre, und schlugen die Richtung nach dem nördlichen Flügel ein.

Als man zu dem Garten kam, nahm der Page den Mantel ab, damit man seine Livrée sehen solle, und sagte mit einer Stimme, die er sich bemühte, so männlich als nur immer möglich ertönen zu lassen:

„Hofstaat der Frau Prinzeß!"

Aber in der Bewegung, welche er hierbei zu machen gezwungen war, mußte der Page sein Gesicht bloßgeben, ein Strahl der Laterne auf der Treppenflur beleuchtete dasselbe und ließ den Grafen von Moret an der üppigen Fülle goldblonder Haare, an den blauen Augen, in denen die Schalkhaftigkeit ihren Sitz hatte, an dem feingezeichneten Munde, der ebenso freigebig Bosheiten wie Küsse austheilte, Marie de Rohan-Montbazon, Herzogin von Chevreuse, erkennen.

Er näherte sich ihr lebhaft und fragte sie, als man die Treppe hinanstieg:

„Theure Marie, erzeigt mir der Herr Herzog noch immer die Ehre, auf mich eifersüchtig zu sein?"

„Nein, mein lieber Graf, namentlich nicht, seitdem er weiß, daß Ihr in Frau von Montagne in dem Grade verliebt seid, daß Ihr ihretwegen Tollheiten begeht."

„Gut geantwortet," lachte der Graf, „und ich sehe hieraus, daß Ihr noch immer die geistreichste und hübscheste Frau von der Welt seid."

„Wenn ich aus keiner andern Ursache aus Holland zurückgekehrt wäre, als um aus Eurem Munde Complimente zu

hören, mein Prinz," sagte der Page, sich verneigend, „wahrhaftig, es würde mir um die Reisekosten nicht leid sein."

„Aber ich glaubte, daß Ihr seit dem Abenteuer in den Gärten von Amiens verbannt wäret?"

„Man hat meine Unschuld, wie die Ihrer Majestät, anerkannt, und auf die Bitten der Königin hat der Herr Cardinal die Güte gehabt, mich zu pardonniren."

„Ohne jede Bedingung?"

„Man verlangte von mir das heilige Versprechen, daß ich mich nicht mehr in die Intriguen des Hofes mischen würde."

„Und Ihr haltet Euer gegebenes Wort?"

„Auf's Gewissenhafteste, wie Ihr seht."

„Und euer Gewissen sagt Euch nichts darüber?"

„Ich habe einen päpstlichen Ablaß."

Der Graf lachte laut auf.

„Im Uebrigen," sagte der falsche Page, „heißt es wohl nicht intriguiren, wenn man Schwager und Schwägerin zusammenführt."

„Theuere Marie," sagte der Graf von Moret, dem Pagen die Hand drückend und sie an seine Lippen pressend, mit jener leicht erregten Leidenschaftlichkeit, die er von seinem Vater geerbt hatte, „solltet Ihr mir die Ueberraschung aufgespart haben, daß sich auf meinem Wege zur Königin Euer Zimmer befindet?"

„O, man sieht wohl, daß Ihr der rechtmäßige Sohn Heinrichs IV. seid und daß die Anderen nur Bastarde sind."

„Auch mein Bruder Ludwig XIII.?" fragte lächelnd der Graf von Moret.

„O, vor Allem dieser Ludwig XIII., den Gott in seinen Schutz nehmen möge. Warum hat er nicht ein wenig von Eurem Blute in seinen Adern?"

„Wir sind ja nicht von derselben Mutter, Herzogin!"

„Und vielleicht auch nicht einmal von demselben Vater —"

„Marie, Ihr seid anbetungswürdig und ich muß Euch umarmen."

„Seid Ihr toll? Einen Pagen auf der Stiege zu umarmen; wollt Ihr Euch um Euren Ruf bringen, besonders da Ihr erst aus Italien zurückgekommen seid?"

„Ich bin entschieden heute Abend im Unglücke," sagte der Graf, den Arm der Herzogin fahren lassend.

„Da sehe man! Die Königin schickt ihm eine unserer schönsten Frauen in das Wirthshaus „zum gefärbten Barte" und er wagt es noch, sich zu beklagen."

„Meine Cousine Marina?"

„Ja, meine Cousine Marina," spottete die Herzogin.

„Ah, Ventre St. Gris, Ihr müßt mir wirklich sagen, wer diese reizende Hexe ist."

„Wie? Ihr kennt sie nicht?"

„Nein!"

„Ihr kennt die Fargis nicht?"

„Fargis, die Frau unseres Gesandten in Spanien?"

„Dieselbe; man placirte sie nach jener verhängnißvollen Scene in den Gärten von Amiens, von denen wir eben gesprochen haben, in die Nähe der Königin."

„A la bonne heure!" lachte der Graf von Moret, „das ist einmal eine gutgehütete Königin, an deren Bette zu Häupten die Herzogin von Chevreuse und zu Füßen Frau von Fargis Wache halten. Ach, mein armer Bruder Ludwig! Gesteht Ihr es, Frau Herzogin, daß er besser bedient sein könnte?"

„Aber wißt Ihr, Monseigneur, daß Ihr zum Entzücken unverschämt seid, und daß es ganz gut ist, daß wir bereits an Ort und Stelle uns befinden?"

„Wir sind also bereits angelangt?"

Die Herzogin zog einen Schlüssel aus ihrer Tasche und öffnete damit die Thür zu einem dunklen Corridor.

„Hier ist Euer Weg, Monseigneur!" sagte sie.

„Ich hoffe, daß Ihr nicht die Absicht habt, mich da hineingehen zu lassen."

„Und warum nicht? Ihr werdet wirklich da hineingehen, und das ganz allein."

„Gut! Man hat meinen Tod beschlossen; ich werde da plötzlich eine offene Fallthür unter meinen Füßen haben, und dann, gute Nacht Anton von Bourbon. Ich werde eigentlich nicht viel dabei verlieren, da mich die Frauen so schlecht behandeln."

„Undankbarer! Wenn Ihr Diejenige kennen würdet, die Euch am anderen Ende dieses Corridors erwartet!"

„Wie!" rief der Graf, „ich werde jenseits dieses Corridors von einer Frau erwartet?"

„Das wird die Dritte an diesem Abende sein, trotzdem höret Ihr nicht auf, Euch zu beklagen, schöner Amadis."

„Ich beklage mich nicht mehr; auf Wiedersehen, Herzogin!"

„Gebt auf die Fallthüren Acht!"

„Die sind mir jetzt gleichgiltig; ich wage Alles!"

Die Herzogin verschloß die Thür hinter dem Grafen, welcher sich nun in der vollkommensten Dunkelheit befand.

Einen Augenblick zögerte er; er wußte durchaus nicht, wo er sich befand; einen Moment ging er wirklich mit dem Gedanken um, zurückzugehen, doch das Geräusch des Schlüssels, der die Thür hinter ihm abschloß, hielt ihn auf seinem Platze.

Nach wenigen Secunden hatte er sich entschlossen, das Abenteuer bis an sein Ende zu verfolgen.

„Ventre St. Gris!" rief er, „die schöne Herzogin behauptet, ich sei der echte Sohn Heinrichs IV.; strafen wir sie nicht Lügen!"

Und er schlich, den Athem anhaltend und mit den Händen vor sich hintastend, durch den Corridor.

Kaum hatte er zwanzig Schritte mit jenem Zaudern gemacht, das selbst der Muthigste nicht überwinden kann, wenn

er sich im Finstern befindet, als er das Rauschen eines Frauenkleides zu hören glaubte, das ihm immer näher kam.

Er blieb stehen, das Rauschen hörte auf.

Er überlegte noch, wie er die Person anreden sollte, von der das Geräusch ausging, als eine sanfte und zitternde Stimme fragte:

„Seid Ihr es, Monseigneur?"

Die Inhaberin der Stimme konnte kaum zwei Schritte vom Grafen entfernt sein.

„Ich bin es!" antwortete der Graf.

Und er trat einen Schritt vorwärts. Seine Hand berührte dabei eine andere, weiche Hand, welche ausgestreckt worden zu sein schien, um ihn zu suchen, die sich aber nach der erfolgten Berührung schüchtern zurückzog.

Zugleich ließ sich ein leichter Schrei hören, der von Ueberraschung und Angst hervorgerufen sein mochte, aber so einschmeichelnd und melodisch klang, wie der Seufzer einer Sylphe oder das Vibriren einer Aeolsharfe.

Der Graf erbebte; er empfand bei dem Anhören dieses Tones ein Gefühl, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Dieses Gefühl war köstlich.

„Wo seid Ihr?" flüsterte er.

„Hier!" wurde zögernd geantwortet.

„Man hat mir gesagt, daß ich eine Hand finden würde, die mich führt, da ich den Weg nicht kenne; werdet Ihr mir diese Hand verweigern?"

Eine Pause folgte, während welcher die Person, an welche die Frage gerichtet war, zu überlegen schien; dann erfolgte die Antwort:

„Hier ist meine Hand."

Mit beiden Händen erfaßte der Graf das Händchen, das ihm gereicht wurde, und machte eine Bewegung, um es an seine Lippen zu drücken, aber diese Bewegung wurde durch ein einziges Wort vereitelt, dessen bittende Betonung

nur als ein Schmerzensruf verletzter Schamhaftigkeit gedeutet werden konnte.

„Monseigneur!“

„Verzeihung, mein Fräulein!“ sagte der Graf, und der Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, war so achtungsvoll, als ob er sie an die Königin selbst gerichtet hätte.

Ein Stillschweigen folgte; der Graf behielt die Hand der Dame in der seinigen, und diese versuchte es nicht mehr, sie zurückzuziehen, aber sie ruhte unbeweglich in der sie umschließenden Hand, und es war, als ob ein fester Wille alles Leben aus ihr entfernt hätte.

Es war, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, eine stumme Hand.

Aber die Ausdruckslosigkeit dieser Hand hinderte den Grafen nicht, zu bemerken, daß sie klein, zart, aristokratisch gebaut und vor Allem von jungfräulicher Frische sei.

Nicht an seine Lippen hatte er jetzt das Verlangen sie zu pressen, sondern gegen sein Herz.

Seit er diese Hand berührt hatte, war er unbeweglich geblieben, als ob er den Zweck seines Hierseins völlig vergessen hätte.

„Kommt Ihr, Monseigneur?“ fragte die sanfte Stimme.

„Wohin wollet Ihr, daß ich gehe?“ sagte der Graf, ohne sonderlich zu wissen, was er sprach.

„Dorthin, wo die Königin Euch erwartet; zu Ihrer Majestät!“

„Es ist wahr,“ erwiederte er seufzend, „ich hatte es vergessen; gehen wir!“

Und ein moderner Theseus tappte er durch ein weniger complicirtes, aber viel finstereres Labyrinth als das von Creta, und nicht durch den Faden A r i a d n e's, sondern von A r i a d n e selbst geführt.

Nachdem einige Schritte gemacht worden waren, wandte sich A r i a d n e nach rechts.

„Wir sind gleich zur Stelle!“ sagte sie.

„Leider!“ flüsterte der Graf.

Man langte in der That vor einer Glasthür an, welche in das Vorzimmer der Königin führte; aber da die Majestät in Folge ihrer Unpäßlichkeit sich bereits zur Ruhe begeben hatte, waren in diesem Vorzimmer alle Lichter bis auf eine Ampel ausgelöscht, welche von der Decke herabhing und durch ihre mattgeschliffene Schale nur ein sehr schwaches Dämmerlicht verbreitete.

Bei diesem geringen Scheine versuchte es der Graf, seine Führerin zu betrachten, aber er konnte nichts als die Umrisse ihrer Gestalt gewahren.

Das junge Mädchen blieb stehen.

„Monseigneur,“ sagte sie, „da Ihr hier genug sehet, um allein gehen zu können, so folget mir.“

Und trotz einer leichten Anstrengung, die der Graf machte, um ihre Hand festzuhalten, befreite sie dieselbe, schritt voran, öffnete die Thür und trat in das Vorzimmer der Königin.

Der Graf von Moret folgte ihr.

Schweigend und auf den Fußspitzen durchschritten Beide das Vorzimmer, um die dem Corridor gegenüberliegende Thür zu erreichen, welche in die Gemächer Anna's von Oesterreich führte.

Plötzlich blieben sie stehen, denn sie vernahmen ein Geräusch, welches mit jeder Secunde näher kam.

Dieses Geräusch rührte von mehreren Personen her, welche die große Treppe hinanstiegen.

„Mein Gott,“ flüsterte das Mädchen bestürzt, „sollte es der König sein, der, vom Ballet kommend, sich nach dem Befinden Ihrer Majestät erkundigen, oder vielmehr sich überzeugen will, ob sie wirklich krank ist?“

„Man kömmt in der That von dieser Seite!“ sagte der Graf.

„Wartet," sagte die junge Dame, „ich will nachsehen."

Sie ging auf die Thür zu, welche auf die Haupttreppe führte, öffnete sie ein wenig und kehrte schnell zum Grafen zurück.

„Er ist es wirklich," sagte sie; „schnell, schnell in dieses Cabinet!"

Und eine Tapetenthür öffnend, stieß sie den Grafen durch dieselbe, und trat nach ihm in das Cabinet.

Es war hohe Zeit gewesen. Kaum hatte sich die Thür des Cabinets geschlossen, als sich die andere schon öffnete, und unter Vorantritt zweier Pagen, welche Fackeln trugen, und in Begleitung seiner Lieblinge, Baradas und St. Simon, denen der erste Kammerdiener, Beringhen, folgte, trat der König Ludwig XIII. in das Vorzimmer, und verfügte sich, nachdem er seinem Gefolge ein Zeichen gegeben hatte, zu warten, in die Gemächer der Königin.

IX.

Ludwig XIII.

Wir glauben, daß die Zeit gekommen ist, unsern Lesern den König Ludwig XIII. vorzustellen, und sie werden uns verzeihen, wenn wir dieser eigenthümlichen Persönlichkeit ein ganzes Capitel widmen.

Ludwig XIII., geboren am 27. September 1601, also zu der Zeit, von der wir erzählen, in einem Alter von 27 Jahren und drei Monaten, war eine lange, trübselige Figur von braunem Teint, mit einem großen schwarzen Schnurbart. Kein Zug, weder seiner Physiognomie noch seines Charakters, erinnerte an Heinrich IV., ja nicht einmal an den Franzosen. Da war keine Spur von Fröhlichkeit, von Jugend. Die Spanier erzählen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß er der Sohn Virginio Orsini's,

Herzogs von Bracciano, eines Cousins Maria's von Medicis, sei. In der That hatte Maria von Medicis, als sie, bereits 27 Jahre zählend, nach Frankreich abreiste, von ihrem Oheim, dem Cardinal Ferdinand, welcher, um den Thron von Toscana zu besteigen, seinen Bruder Franz und seine Schwägerin Bianca Capello vergiftet hatte, ein Schreiben folgenden Inhaltes erhalten:

„Meine theure Nichte! Ihr seid im Begriffe, einen König zu heiraten, der seine erste Frau verstieß, weil sie ihm keine Kinder gebar. Ihr habt eine Reise vor Euch, die einen Monat währen wird; in Eurer Begleitung befinden sich drei hübsche Jungen; der Eine ist Virginio Orsini, der bereits Euer Cicisbeo ist, ferner Paolo Orsini, endlich Concino Concini. Suchet es so einzurichten, daß Ihr gesichert seid, von Eurem Gatten nicht verstoßen zu werden."

Maria von Medicis hatte, wie die Spanier versicherten, den Rath ihres Oheims Punct für Punct befolgt. Sie hatte zehn Tage gebraucht, um von Genua nach Marseille zu gelangen, und obwohl Heinrich IV. nicht gerade sehr ungeduldig war, seine „dicke Banquiersfrau", wie er sie nannte, zu sehen, fand er doch die Ueberfahrt etwas lang; der Dichter Malherbe aber hatte bald den Grund dieser Langsamkeit entdeckt; er schrieb sie der Liebe zu, welche Neptun für die königliche Braut fühlte, die er nicht sobald aus seinen Armen lassen wollte. Möglicher Weise war diese Entschuldigung nicht sehr logisch, aber Königin Margot hatte ihrem Gatten das Grübeln über ähnliche Entschuldigungen abgewöhnt.

Nach neun Monaten konnte der Großherzog Ferdinand sich beruhigen; er vernahm die Nachricht von der Geburt des Dauphins, dem man sofort den Beinamen „der Gerechte" beilegte, weil er unter dem Himmelszeichen der Wage zur Welt gekommen war.

Seit seiner Kindheit trug er den bei den Orsini's erblichen Trübsinn zur Schau, aber auch alle seine Anlagen verriethen seine italienische Abstammung; er war ein leiden-

schaftlicher Musiker, ein passabler Componist und ein leidlicher Maler. Von schwächlichem Körperbaue, wurde er in seiner Jugend den Experimenten von allerhand Aerzten und Quacksalbern ausgesetzt, woher es kam, daß er als junger Mann sehr kränklich war, und sogar zwei- oder dreimal dem Tode nahe kam. In einem Tagebuch, welches durch achtundzwanzig Jahre von seinem Arzte Herouard geführt wurde, ist verzeichnet, was er Tag für Tag aß, womit er sich Stunde für Stunde beschäftigte. Seit seiner Kindheit verrieth er wenig Herz, war hart, manchmal sogar grausam. Heinrich IV. züchtigte ihn zweimal mit seiner eigenen königlichen Hand, das erste Mal, als er gegen einen Edelmann so viel Abneigung gezeigt hatte, daß man, um ihm seinen Willen zu thun, eine blindgeladene Pistole auf den Edelmann abschießen und den Dauphin glauben machen mußte, derselbe sei todt auf dem Platze geblieben, das andere Mal, als er mit einem hölzernen Schlägel das Köpfchen eines Sperlings zerschmettert hatte.

Ein einziges Mal zeigte er seinen Willen, König zu sein, und bethätigte denselben. Das war am Tage seiner Krönung. Man hatte ihm das Reichsscepter übergeben, welches sehr schwer war, da es aus massivem Gold und Silber bestand und mit Edelsteinen reich besetzt war. Seine Hand zitterte, als er es eine Weile hielt. Dies bemerkte der Prinz von Condé, der als der erste Prinz von Geblüt in seiner unmittelbaren Nähe stand, und wollte ihm die Hand unterstützen.

Aber Ludwig XIII. wandte sich lebhaft nach ihm um und sagte mit zornfunkelndem Blicke:

„Ich habe die Absicht, das Scepter allein zu tragen, und brauche keinen Gehilfen!“

Seine Lieblingszerstreuung bestand darin, Elfenbeinkugeln zu drehen, Kupferstiche zu coloriren, Kartenhäuser zu bauen oder in seinen Gemächern kleine Vögel durch einen gelben, abgerichteten Papagei jagen zu lassen. L'Etoile sagt von

ihm mit Recht, daß er sich in allen seinen Handlungen als ein sehr kindisches Kind erwies.

Seine beiden Hauptleidenschaften jedoch waren Musik und Gesang. In dem Tagebuche Herouard's, einer sehr wenig gekannten Geschichtsquelle, heißt es: „Zu Mittag begibt er sich in die Gallerie, um daselbst mit seinen Hunden Patelot und Grisette zu spielen.

„Um ein Uhr kehrt er nach seinen Zimmern zurück, läßt Ingret, seinen Lautenspieler, rufen, und macht gemeinschaftlich mit ihm Musik, indem er selbst zu seinem Spiele singt, denn er ist der Tonkunst leidenschaftlich ergeben."

Manchmal reimte er, um sich zu zerstreuen, Sprichwörter und Sentenzen; hin und wieder forderte er auch seine Umgebung auf, Verse zu machen.

Wie alle melancholischen Charaktere, wußte er sich trefflich zu verstellen und gerade Denen, die er verderben wollte, zeigte er in dem Augenblicke, wo er seine Hand von ihnen abzog, sein gewinnendstes Lächeln.

Am 2. März, einem Montag des Jahres 1613, im Alter von zwölf Jahren, bediente er sich zum ersten Male der Lieblingsredensart Franz I., und schwur „auf Edelmanns Wort". In eben diesem Jahre verlangte die Etiquette, daß man dem jungen Könige das Hemd reiche. Es war Courtauvaux, der es ihm übergab; einer seiner Genossen, wir können nicht sagen des Vergnügens, denn wir werden sogleich sehen, daß Ludwig XIII. sich nur zweimal in seinem Leben amusirte.

Man erinnert sich, daß die Anklage gegen Chalais sagte: er hätte ihn vergiften wollen, indem er ihm das Hemd überwarf. In eben diesem Jahre wurde bei ihm durch den Marschall d'Ancre der junge Luynes eingeführt. Er hatte bisher zur Abwartung und Fütterung seiner Vögel nur einen einfachen Bauern gehabt; „einen Plattfuß von St. Germain Namens Pierrot," sagt l'Etoile. Luynes wurde zum Oberfalconier ernannt, und Pierrot, der bis dahin all-

mächtig gewesen war, erhielt den Befehl, ihm zu gehorchen. Die Falken, Sperber, Weihen, Buntspechte und Papageien wurden zu Cabinetsvögeln ernannt, damit Luynes immer bei dem Könige bleiben könne, und aus jener Zeit datirt bei Ludwig XIII. eine solche Freundschaft für ihn, daß sein Oberfalconier ihn nicht nur vom Morgen bis zum Abend nicht verlassen durfte, sondern daß er sogar, wie Hérouard sagt, im Schlafe laut von ihm träumte, und seinen Namen rief, indem er ihn abwesend glaubte.

Wenn es Luynes nicht gelang, ihn zu unterhalten, so zerstreute er ihn doch wenigstens, indem er bei ihm die Neigung zur Jagd so sehr entwickelte, als dies die geringe Freiheit erlaubte, welche man den königlichen Kindern gewährt. Wir sahen, daß Ludwig in seinen Gemächern kleine Vögel mit einem gelben Papagei und Buntspechten jagte. Luynes ließ ihn in den Gräben des Louvre mit kleinen Windhunden Kaninchen jagen und auf der Ebene von Grenelle Weihe fliegen. Hier fing er — alle Daten sind von Wichtigkeit in dem Leben eines Königs von dem Charakter Ludwigs XIII. — seinen ersten Reiher am 1. Januar, und am 1. April desselben Jahres schoß er in Vaugirard sein erstes Rebhuhn.

Am Eingange des Pont dormant endlich, nahe dem Louvre, jagte er den ersten Menschen und tödtete Concini.

Wir wollen hier ein Blatt aus dem Tagebuche Hérouard's einflechten; es ist dadurch merkwürdig für den Philosophen, sowie für den Geschichtschreiber, daß es angibt, was Ludwig XIII. während des Montags, den 24. April 1617, that, dem Tage, an welchem er statt der Kaninchen, der Reiher und der Rebhühner Menschen jagte.

Wir schreiben buchstäblich ab. Unsere Leser, besonders aber unsere Leserinnen, mögen sich dies gesagt sein lassen.

„Montag, den 24. April 1617. Aufgewacht um siebeneinhalb Uhr Morgens. Voller, gleichmäßiger Puls, leichte Wärme; aufgestanden, gutes Gesicht, gelber Urin, seine Geschäfte verrichtet, gekämmt, angekleidet, zu Gott gebetet;

um acht ein halb Uhr gefrühstückt, vier Löffel Gelée, nichts getrunken, außer leichtem Wein und sehr gemischt.

„Den Marschall d'Ancre auf der Brücke des Louvre, zwischen zehn und eilf Uhr des Morgens ermorden lassen.

„Um die Mittagsstunde gegessen; Spargelköpfe als Salat, zwölf; vier Hahnenkämme in weißer Brühe; Löffel Suppe, zehn; Spargelköpfe an einem gekochten Kapaun — gekochtes Kalbfleisch; das Mark eines Knochens; Sprossen, zwölf; die Flügel von zwei gebratenen Tauben; zwei Schnitt junges, gebratenes Huhn mit Brot; Gelée; Feigen, fünf; süße, getrocknete Kirschen, vierzehn; Quittenbrot; Brot wenig; getrunken sehr gewässerten Clairetwein; Fencheldragée — einen kleinen Löffel voll; unterhalten bis sieben ein halb Uhr.

„Seine Geschäfte verrichtet, gelb, weich, viel.

„Unterhalten bis neun ein halb Uhr.

„Tisane getrunken, entkleidet, zu Bett gegangen; voller, gleichmäßiger Puls; leichte, milde Wärme; zu Gott gebetet; um zehn Uhr eingeschlafen bis sieben Uhr."

Nicht wahr, jetzt sind unsere Leser beruhigt über das arme Königskind; sie konnten befürchten und wir auch, daß die Ermordung des Geliebten seiner Mutter, des mehr als wahrscheinlichen Vaters seines Bruders Gaston, eines Connetable von Frankreich endlich, d. h. nach ihm, und vielleicht sogar vor ihm, eines der angesehensten Männer des Königreiches, ihm den Appetit oder die Heiterkeit geraubt hätte und daß er — die Hände von Blut geröthet — zögerte, zu Gott zu beten.

Doch keineswegs; sein Mittagessen wurde freilich um eine Stunde verzögert; aber er konnte nicht um eilf Uhr zu gleicher Zeit am Tische sitzen und aus einem Fenster des Louvre zusehen, wie Vitry den Marschall d'Ancre ermordete. Sein Magen wurde zwar ziemlich erleichtert, doch das war eben die Wirkung, welche der Anblick des Feindes bei Heinrich IV. hervorbrachte. Dagegen aber hat er sich unterhalten von sieben bis sieben ein halb Uhr und dann wieder von

neun bis neun ein halb Uhr, was keineswegs in seinen Gewohnheiten lag.

Während der achtundzwanzig Jahre, während welcher der Doctor Hérouard ihn beobachtete, hat er sich nur diese beiden Male unterhalten.

Außerdem legte er sich mit einem vollen, gleichmäßigen Puls und einer leichten, milden Wärme zu Bett. Er betete zu Gott um zehn Uhr und schlief bis sieben Uhr Morgens, d. h. zehn Stunden. Das arme Kind!

Am nächsten Tage erwachte er daher auch als König. Dieser gesunde Schlaf verlieh ihm Kräfte und nachdem er am Tage zuvor eine männliche That vollbracht, übte er am Tage darauf eine königliche That aus.

Die Königin-Mutter fiel nicht nur in Ungnade, sondern wurde nach Blois verwiesen und durfte weder ihre Töchter, noch ihren vielgeliebten Sohn, Gaston von Orleans, sehen; ihre Minister wurden entlassen und nur allein der Bischof von Luçon, welcher später der große Cardinal sein wird, erhielt die Erlaubniß, ihr in das Exil zu folgen, wo er sich in das Herz, das nie leer bleiben konnte, einschlich und der Nachfolger Concini's wurde.

Ist aber Ludwig XIII. König, so ist er deshalb noch nicht Mann. Seit zwei Jahren mit der Infantin von Spanien, Anna von Oesterreich, vermält, ist er nur dem Namen nach ihr Gatte.

Durant, Provinzial-Kriegscommissär, mochte für ihn immerhin Ballete componiren, in welchen der König den Dämon des Feuers darstellte und der Königin die zärtlichsten Verse sang, so beschränkte sich doch auf diese seine ganze Galanterie.

In der That trug Ludwig XIII. ein mit Flammen bedecktes Gewand, aber wenn er dieses ablegte, um schlafen zu gehen, legte er die Flammen zugleich mit ab.

Da das Ballet: „Die Befreiung Renaud's“ nichts bewirkt hatte, versuchte man es mit einem anderen Ballet

unter dem Titel: „Die Abenteuer Tancred's in dem Zauberwalde.“

Diesmal erweckte die Choreographie des Herrn von Porchère den König ein wenig und seine Neugier ging so weit, daß er wünschte zu erfahren, wie die Dinge in einer Hochzeitsnacht zwischen wirklichen Ehegatten vorgehen. Herr d'Elbeuf und Fräulein von Vendôme führten für den König eine Probe von dem Stücke auf, welches er selbst noch nicht gespielt hatte. Aber nichts half. Der König blieb zwei Stunden lang in dem Zimmer der Eheleute auf deren Bett sitzen und kehrte dann ruhig in sein Junggesellengemach zurück.

Endlich war es Luynes, der, gedrängt durch den Gesandten Spaniens und den Nuntius des Papstes, die wichtige Sache übernahm, wobei er aber Denen, die ihn dazu bewogen, nicht verhehlte, daß er Gefahr liefe, dabei seinen Einfluß zu verlieren.

Der Tag wurde auf den 25. Januar 1619 festgesetzt.

Das Tagebuch Hérouard's wird uns wieder die Verwendung dieses Tages sagen.

»Am 25. Januar 1619 stand der König, der nicht wußte, was seiner am Ende des Tages wartete, in vortrefflicher Gesundheit auf, mit gutem Gesicht und relativ heiter; er frühstückte um neun ein viertel Uhr; hörte die Messe in der Capelle von Latour; präsidirte dem Ministerrathe; aß um zwölf Uhr zu Mittag; machte einen Besuch bei der Königin; ging durch die Gallerie nach den Tuilerien; kehrte um vier ein halb Uhr auf demselben Wege in den Ministerrath zurück; ging zu Herrn von Luynes, um sein Ballet zu probiren; aß um acht Uhr zu Abend; machte wieder einen Besuch bei der Königin, verließ sie um zehn Uhr; kehrte in seine Gemächer zurück und legte sich zu Bett; kaum aber lag er, als Luynes in sein Zimmer trat und ihn ersuchte, wieder aufzustehen. Der König sah ihn so verwundert an, als hätte er ihm den Vorschlag gemacht, eine Reise nach China zu unternehmen. Aber Luynes bestand auf seinem Willen, sagte ihm,

Europa fange an sich darüber zu beunruhigen, den Thron Frankreichs ohne Erben zu sehen, und es würde für ihn eine Schande sein, wenn seine Schwester, Madame Christine, welche soeben den Sohn des Herzogs von Piemont, den Prinzen Amadeus von Savoyen, geheiratet hatte, ein Kind bekäme, bevor die Königin einen Dauphin geboren. Aber da alle diese Gründe, obgleich der König sie durch ein Kopfnicken billigte, noch nicht hinreichend waren, ihn zu bestimmen, nahm Luynes ihn ganz einfach auf die Arme und trug ihn dahin, wohin er nicht gehen wollte."

Zweifelt man im Geringsten von der Welt an diesen Einzelheiten, die noch kein Geschichtschreiber erzählt hat und die jetzt ein Romanschreiber mittheilt, so lese man die Depesche des Nuntius vom 30. Januar 1619 und man wird darin die folgende Phrase finden, die uns überzeugend zu sein scheint: „Luynes nahm ihn um den Leib und trug ihn sozusagen mit Gewalt zu dem Bette der Königin."

Aber wenn Luynes bei dieser Angelegenheit nicht nur seinen Einfluß nicht verlor, sondern sogar den Titel eines Connetable gewann, so verlor er doch wenigstens seine Mühe, oder wurde nur sehr spät dafür belohnt. Der Dauphin, der um den Preis der Schnelligkeit mit dem Erstgeborenen der Herzogin wetteifern sollte, und der so glühend gewünscht wurde, erblickte das Licht des Tages erst neunzehn Jahre darauf, d. h. 1638, und Luynes, der nicht des Glückes genießen sollte, den Baum, welchen er gepflanzt hatte, Früchte tragen zu sehen, starb zwei Jahre darauf an dem rothen Friesel. Dieser Tod ließ Maria von Medicis freies Spiel. Sie kam nach Paris zurück und brachte Richelieu mit sich, der mittlerweile Cardinal geworden war, den sie in den Staatsrath einführte und der in einem Jahre Premierminister werden sollte.

Von diesem Zeitpunkte an ist es Richelieu, der regiert, und der, indem er sich sowohl gegen die spanische, als auch gegen die österreichische Politik erklärt, sich zu gleicher Zeit

mit der Königin-Mutter, Maria von Medicis, und mit der Königin, Anna von Oesterreich, verfeindet. Der Haß verfolgt ihn von nun an, die Intriguen umgeben ihn, die Königin-Mutter hat ihr Ministerium, so gut wie der König und auch dieses ist von einem Cardinal präsidirt, dem Cardinal Bérulle, mit dem Unterschiede, daß Richelieu ein Genie und Bérulle ein unfähiger Mensch ist. Monsieur, den der Cardinal Richelieu verheiratete und dem er, um sich eine Stütze aus ihm zu machen, das ungeheure Vermögen des Fräulein von Montpensier verschaffte, conspirirt nun gegen ihn, ein Geheimrath wird gebildet, der Arzt Bouvard, der Nachfolger Hérouard's, eine der Königin ergebene Creatur, wird diesem beigezogen, und Monsieur, welcher der Nachfolger Ludwigs XIII. werden soll, hält durch diesen Arzt gewissermaßen die eigene Hand am Pulse des kranken Königs, denn Bouvard, ein Mann von echt spanischer Frömmigkeit, lebte in den Kirchen und war der böse Geist der Königinnen. Man begreift es bei Hofe, daß dieser düstere König, den die Langweile verzehrt, den die Sorgen aufreiben, welcher sich von Niemandem geliebt, von Vielen jedoch gehaßt weiß, dem die Aerzte mit den energischen Heilmitteln damaliger Zeit zusetzten, der kein Blut hat, und dennoch in jedem Monate einen Aderlaß erdulden muß, daß dieser König von einem Augenblick zum anderen von der Bühne des Lebens verschwinden kann. Wenn der König stirbt, hängt Richelieu von der Gnade seiner Feinde ab, das heißt, er ist in den nächsten vierundzwanzig Stunden verloren, und dennoch wollen diese Feinde nicht warten; man macht den Vorschlag, den Cardinal ermorden zu lassen; die Königin-Mutter unterstützt diesen Vorschlag; Frau von Conti kauft Dolche und die sanfte Anna von Oesterreich macht keine andere Einwendung, als die drei Worte: „Er ist Priester!"

Der König, welcher seit der Ermordung Heinrichs IV. seine Mutter haßt, seit Chalais' Verschwörung seinem Bruder mißtraut, seit ihren Liebeleien mit Buckingham, und

besonders seit den Aergernissen in den Gärten von Amiens, die Königin verachtet; der König, welcher seine Frau, und die Frauen überhaupt, nicht liebt, und wenn er auch keine von den Tugenden der Bourbons hat, doch auch nur halb die Laster der Valois besitzt, ist kälter und mißtrauischer gegen seine Familie, wie je. Er weiß es, daß der italienische Krieg, den er, oder vielmehr den der Cardinal beginnen will, sowohl Maria von Medicis als auch seinem Bruder Gaston von Orleans mißfällt, und daß er namentlich der Königin ein Gräuel ist, weil es eigentlich ein Krieg mit Ferdinand II. und Philipp IV. werden soll, und Anna zur Hälfte Oesterreicherin, zur Hälfte Spanierin ist.

Als daher die Königin unter dem Vorgeben heftiger Kopfschmerzen sich geweigert hatte, dem Ballet beizuwohnen, welches zu Ehren der Einnahme von La Rochelle, aus Anlaß des Sieges ihres Gatten über ihren Liebhaber, getanzt wurde, war in dem Könige sofort der Verdacht aufgestiegen, sie sei nur zu Hause geblieben, um irgend eine neue Cabale anzuknüpfen. Während des Ballets hat er keinen Blick für die Tänzer und Tänzerinnen, wohl aber verwandte er kein Auge von der Königin-Mutter, die sich in ihrer Loge gewiß nicht von Dingen unterhielt, die ein choreographisches Interesse hatten. Als das Ballet zu Ende war, kam dem Könige die Idee, unangemeldet bei der Königin einzutreten, um sie wo möglich auf der frischen That der Conspiration zu ertappen.

So kam es, daß er, wie wir gesehen haben, höchst unerwartet in das Vorzimmer der Königin eintrat, und dem Grafen von Moret mit seiner Führerin kaum Zeit ließ, sich in das Cabinet zurückzuziehen.

Der König hielt sich nur fünf Minuten in dem Zimmer der Königin auf.

In diesen fünf Minuten ging Folgendes vor:

Eine Hofetiquette verbot, wenn der König und die Königin unter demselben Dache schliefen, die Zimmer der Königin während der Nacht zu verschließen. Der König hatte

daher trotz der herrschenden Dunkelheit ohne Schwierigkeit die drei Thüren geöffnet, welche zwischen dem Vorzimmer und dem Schlafgemache der Königin lagen.

In das Schlafgemach eintretend, hatte er den ganzen Raum mit scharfem, durchdringendem Blicke gemustert.

Ueberall war Alles in der gewöhnlichen Ordnung.

Die Königin schlief ruhig und ein leichter, regelmäßiger Athem hob ihre Brust, als Ludwig XIII., eifersüchtiger auf seine Königs- als auf seine Gattenrechte, sich dem Bette näherte.

Aber die Königinnen haben einen leisen Schlummer, und obwohl ein dichter flandrischer Teppich die Schritte des Königs dämpfte, stockte der leise, regelmäßige Athem plötzlich, eine wundervoll geformte Hand schob die Bettvorhänge auseinander, die Königin öffnete die Augen, und als sie den nächtlichen Besucher erkannt hatte, rief sie mit vor Ueberraschung bebender Stimme:

„Wie? Ihr seid es, Sire?"

„Ich selbst, Madame," sagte der König kalt.

„Und welchem glücklichen Zufalle," fuhr die Königin fort, „verdanke ich die Gunst Eures Besuches?"

„Ihr ließet mir sagen, Madame, daß Ihr Euch unwohl befändet; beunruhigt durch diese Nachricht, wollte ich mich persönlich von Eurem Befinden überzeugen, und Euch außerdem sagen, daß ich weder morgen noch übermorgen, die Ehre haben kann, Euch zu besuchen."

„Gehen Ew. Majestät auf die Jagd?" fragte die Königin.

„Nein, Madame; aber Bouvard hat angeordnet, daß ich nach allen diesen Festlichkeiten, die für mich nur Beschwerden sind, um meine Kräfte herzustellen, purgiren und zur Ader lassen muß; dies wird nun morgen und übermorgen stattfinden. Gute Nacht, Madame, und entschuldiget mich, Euch geweckt zu haben. Apropos! Wer hat heute den Nachtdienst bei Euch! Frau von Fargis oder Frau von Chevreuse?"

„Weder die Eine noch die Andere, Sire, sondern Fräulein Isabelle von Lautrec.“

„Ah, sehr gut,“ sagte der König, als ob dieser Name ihm eine weitere Beruhigung gewährt hätte, „aber wo ist sie denn?“

„In einem Seitenzimmer, wo sie angekleidet schläft; befehlen Ew. Majestät, daß ich sie rufe?“

„Nein, ich danke; auf Wiedersehen, Madame!“

„Auf Wiedersehen, Sire!“

Und mit einem wahren oder geheuchelten Seufzer des Bedauerns ließ Anna von Oesterreich die Vorhänge ihres Bettes wieder zusammenfallen.

Ludwig XIII. bedeckte sein Haupt, welches er bei dem Eintritte in das Gemach entblößt hatte, warf einen raschen Blick, der noch einen Rest von Mißtrauen verrieth, durch's Zimmer und ging dann hinaus, indem er sagte:

„Dieses Mal hat der Cardinal sich entschieden geirrt.“

In das Vorzimmer gelangend, wo ihn sein Gefolge erwartete, sagte er:

„Die Königin ist in der That sehr leidend; folget mir, meine Herren!“

Und der kleine Zug setzte sich in derselben Ordnung, in der er gekommen war, wieder in Bewegung, um in die Gemächer des Königs zurückzukehren.

X.

Was sich in dem Schlafgemache der Königin begab, nachdem der König sich aus demselben entfernt hatte.

Kaum verhallte das Geräusch der Schritte in der Gallerie und der letzte zitternde Schein der Fackeln verschwand, als die

Thür des Cabinets, in welches der Graf von Moret mit seiner Führerin geflüchtet war, leise geöffnet wurde, und der Kopf der jungen Dame in der Spalte erschien.

Erst als sie sich überzeugt hatte, daß Niemand im Vorzimmer war, wagte sie es, ganz hervorzutreten und warf noch einen Blick in die Gallerie, an deren äußerstem Ende die unerwarteten Störer verschwanden.

Nachdem sie überzeugt zu sein glaubte, daß alle Gefahr vorüber war, näherte sie sich dem Cabinet und forderte den Grafen auf, ihr zu folgen. Sich stets in einer solchen Entfernung von ihm haltend, daß er von dem Scheine der Ampeln, welche die Gemächer erhellten, nichts benützen konnte, um ihr Gesicht zu sehen, ging sie ihm durch die drei Thüren voran, die der König nach einander geöffnet und beim Weggehen wieder zugelehnt hatte.

Der Graf folgte ihr stumm, keuchend und sinnverwirrt. In dem engen, dunklen Cabinet war sie wider ihren Willen gezwungen gewesen, sich an ihn zu schmiegen, und obwohl sie mit ihrer Hand, der die Kraft der Keuschheit innewohnte, den jungen Mann zu bemeistern gewußt, so hatte sie doch nicht verhindern können, daß er sich an ihrem würzigen Athem berauschte, und durch alle Poren jenen wollusterweckenden Duft einathmete, der von jungen Mädchen ausströmt.

Bevor sie die letzte Thür öffnete, streckte sie die Hand gegen den Grafen aus, dessen Schritte sie nahe hinter sich hörte, und mit einer Stimme, deren Klarheit durch eine gewisse Verwirrung beeinträchtigt war, sagte sie:

„Monseigneur, habt die Güte, in diesem Salon zu warten; wenn Ihre Majestät bereit sein wird, Euch zu empfangen, wird sie Euch rufen."

Sie trat bei der Königin ein.

Diesmal schlief Anna von Oesterreich nicht, noch stellte sie sich schlafend.

„Seid Ihr es, liebe Isabelle?" fragte sie mit einem

ganz andern, viel bewegteren Ausdrucke als jenem, mit dem sie an den König dieselbe Frage gestellt hatte.

„Ja, Madame, ich bin es!" sagte das junge Mädchen, es so einrichtend, daß ihr Gesicht im Schatten und die unfreiwillige Röthe, die dasselbe bedeckte, der Königin verborgen blieb.

„Ihr wisset, daß der König soeben weggegangen ist?"

„Ich habe ihn gesehen, Madame."

„Er hatte ohne Zweifel einen Verdacht."

„Das ist möglich; jetzt aber hat er gewiß keinen mehr."

„Ist der Graf hier?"

„In dem Zimmer, welches an dieses Schlafgemach stößt."

„Zündet eine Wachskerze an, und reichet mir einen Handspiegel."

Isabelle gehorchte, und reichte der Königin den Spiegel.

Anna von Oesterreich war eher hübsch als schön zu nennen; sie hatte kleine Zähne, eine Nase ohne ausgesprochenen Charakter, aber ihr blendender Teint und ihr herrliches blondes Haar wurden von Vielen bewundert; gefallsüchtig gegenüber jedem Manne ohne Unterschied machte sie auch in Bezug auf ihren Schwager keine Ausnahme. Sie ordnete einige Locken, welche durch das Kopfkissen zerdrückt waren, strich die Falten ihres seidenen Schlafmantels glatt, hob sich auf ihre Ellbogen, um eine graziöse Haltung anzunehmen, und bedeutete dann mit einem dankenden Kopfnicken ihrer Ehrendame, daß sie sich nun zurückziehen könne.

Isabelle stellte den Leuchter und den Spiegel auf den Toilettentisch, grüßte ehrfurchtsvoll die Königin, und verschwand dann durch eine Seitenthür des Schlafgemaches.

Das Gemach blieb nun durch die Lampe und die Kerze beleuchtet, welche beide so gestellt waren, daß die Lichtstrahlen auf das Bett fielen, von dem aus Anna von Oesterreich dem Grafen von Moret Audienz ertheilen sollte.

Bevor jedoch die Königin den jungen Mann herbeirief, dem sie eine Audienz bewilligt hatte, richtete sie unruhige und erwartende Blicke auf zwei andere Thüren, die in ihr Gemach führten.

Nach einigen Minuten wurde ihrer Ungeduld ein Ziel gesetzt; die beiden Thüren öffneten sich fast zu gleicher Zeit.

Durch die eine trat ein junger Mann ein, der ganz in weiße Seide gekleidet war und in der Hand einen Hut von weißem Filz hielt, der mit zwei rothen Federn geschmückt war. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen, war mager und brünett, und hatte einen harten Blick, der, wenn er sanfter werden sollte, falsch wurde.

Dieser junge Mann war Gaston von Orleans, den man im Allgemeinen Monsieur nannte, und welcher, wie die Chronique scandaleuse des Hofes sagte, von seiner Mutter nur deshalb so geliebt wurde, weil er der Sohn des schönen Günstlings, Concino, Concini, Marschall d'Ancre, war. Wer übrigens, wie wir unlängst in dem Museum von Blois nebeneinander das Bild des Marschalls d'Ancre und das des zweiten Sohnes Maria's von Medicis sah, wird begreifen, daß die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen beiden wohl den Glauben an die Wahrheit dieser schweren Anklage erwecken konnte.

Wir haben gesagt, daß der König ihn seit der Angelegenheit von Chalais verachtete. In der That besaß Louis XIII. eine Art von Gewissen. Er war nicht fühllos gegen das, was man damals die Ehre der Krone nannte und was man jetzt die Ehre Frankreichs nennt. Sein Egoismus und seine Eitelkeit hatten unter den Händen Richelieu's beinahe eine andere Form angenommen, und es war dem Cardinal gelungen, aus diesen beiden Lastern für ihn eine Art von Tugend zu bilden; aber Gaston — ein tückischer und feiger Mensch — hatte sich in der ganzen Angelegenheit von Nantes schmutzig benommen.

Er hatte in den Ministerconseil eintreten wollen. Riche=

lieu würde des Friedens wegen eingewilligt haben, aber Gaston wollte, daß mit ihm auch sein Gouverneur Ornano eintreten solle. Richelieu verweigerte dies. Da schrie, fluchte, wüthete der junge Prinz, und sagte, daß Ornano im Guten oder mit Gewalt eintreten müsse. Richelieu, der Gaston nicht verhaften durfte, ließ Ornano festnehmen. Gaston drang mit Gewalt in den Conseil ein und fragte mit stolzer Stimme, wer die Keckheit gehabt hätte, seinen Gouverneur arretiren zu lassen. „Ich!" antwortete Richelieu mit der größten Ruhe.

Alles würde dabei geblieben sein und Gaston hätte eine Schmach verschluckt, wenn nicht Frau von Chevreuse, durch Spanien angetrieben, ihrerseits Chalais angetrieben hätte. — Chalais erbot sich gegen Monsieur, ihn von dem Cardinal zu befreien und Gaston ersann Folgendes, oder man flüsterte es ihm vielmehr zu: Er sollte mit seinem ganzen Hofstaate bei Richelieu in dessen Schloß Fleury speisen, und dort, an der Tafel, die Gastfreundschaft verrathend, sollten Bewaffnete bequem einen Vertheidigungslosen ermorden — einen Priester.

Uebrigens hat seit sechzig Jahren Spanien dessen neidische und abscheuliche Hand man bei alle dem erkennt, nichts Anderes gegen die großen Persönlichkeiten gethan, die ihm im Wege waren. Es hat sie unterdrückt. In der Politik heißt unterdrücken nicht, tödten, So hat es Coligny unterdrückt, Wilhelm von Nassau, Heinrich III., Heinrich IV. und so dachte es auch Richelieu zu unterdrücken. Das Verfahren ist monoton, aber darauf kommt wenig an; sobald es gelingt, ist es gut.

Diesmal jedoch scheiterte es.

Bei dieser Gelegenheit begann Richelieu, wie Herkules bei Augias, die Reinigung des Hofes durch die Wegfegung der Prinzen. Die beiden Bastarde Heinrichs IV., die Vendôme, wurden verhaftet, der Graf von Soissons ergriff die Flucht; Frau von Chevreuse wurde verbannt; der Herzog

von Longueville fiel in Ungnade. Monsieur unterzeichnete ein Bekenntniß, durch welches er seine Freunde denuncirte und preisgab. Er wurde verheiratet, bereichert und entehrt.

Chalais allein ging ohne Schande aus dieser Verschwörung hervor, denn er verlor durch dieselbe seinen Kopf.

Obgleich so tief in Schmach versunken, war Monsieur erst zwanzig Jahre alt.

In der anderen Thür erschien zur selben Zeit eine Frau von fünfundfünfzig bis sechsundfünfzig Jahren, welche die Zeichen ihrer Königswürde, eine kleine goldene Krone und einen langen, mit Hermelin besetzten Purpurmantel, mit denen sie bei der Balletvorstellung erschienen war, noch nicht abgelegt hatte; unter dem Mantel trug sie ein goldgesticktes Kleid von brochirter Seide. Sie konnte niemals schön gewesen sein, und eine allzugroße Beleibtheit gab ihrer Figur sogar den Charakter des Gemeinen. Diese Frau war Maria von Medicis, eine würdige Nachfolgerin Katharina's, deren Genie sie jedoch nicht hatte, während sie sie an Ausschweifung übertraf. Wenn man dem glaubt, was gesagt wird, so war das einzige Kind, welches wirklich Heinrich IV. angehörte, Madame Henriette. Von allen ihren Kindern liebte sie blos Gaston; ihre fixe Idee war es, ihn auf den Thron Frankreichs erhoben zu sehen. Die schwerste Anklage, die auf ihr ruht und bewirkt, daß der König, ihr Sohn, sie nicht nur haßt, sondern auch verabscheut, ist, daß sie Ravaillac, dem Mörder ihres Gatten, Heinrich IV., in Folge spanischer Einflüsterungen, so zu sagen die Mordwaffe in die Hand gedrückt haben solle. Ein Protokoll, welches aufgenommen wurde, sagt, daß Ravaillac sie und d'Epernon auf dem Rade nannte. Es wurde Feuer in dem Justizpalaste angelegt, um selbst die Spur dieser beiden Namen verschwinden zu lassen.

Seit dem vorhergehenden Tage waren Mutter und Sohn durch Anna von Oesterreich berufen worden, die man

benachrichtigt hatte, daß der Graf von Moret, seit acht Tagen in Paris angelangt, der Ueberbringer von Briefen des Herzogs von Savoyen an sie sei. Sie waren, wie wir sahen, aus ihren naheliegenden Gemächern kommend, durch zwei verschiedene Thüren bei der Königin eingetreten. Wurden sie bei dieser überrascht, so hatten sie zu ihrer Entschuldigung das Unwohlsein Ihrer Majestät, welches sie in dem Ballet erfuhren, und welches sie so beunruhigte, daß sie sich nicht einmal Zeit ließen, ihre Kleider zu wechseln. Was den Grafen von Moret betrifft, so mußte man diesen im Falle einer Ueberraschung irgendwo verstecken, eine leichte Sache bei einem jungen Manne von zweiundzwanzig Jahren. Uebrigens war die Königin in dergleichen Escamotagen nicht unerfahren.

Während diese Personen bei der Königin eintraten, wartete der Graf von Moret im Salon, und zwar ganz glücklich darüber, daß er warten konnte. Was hätte er auch thun sollen, wenn ihn die Königin in dem Augenblicke gerufen hätte, als ihn seine unbekannte Führerin verließ? Er war in diesem Augenblicke fast von Sinnen und gar nicht geeignet, seine Mission umsichtig zu erfüllen. Auf den ersten Sinnenrausch folgte jedoch eine tiefe, schwermüthige Träumerei, aus welcher ihn erst die Stimme der Königin erweckte, welche rief:

„Graf, seid Ihr zugegen?“

„Ja,“ antwortete der Graf, „ich erwarte die Befehle Eurer Majestät.“

„So tretet ein, denn Wir sind begierig Euch zu empfangen.“

Der Graf von Moret schüttelte seinen hübschen feingeschnittenen Kopf, wie um aus demselben die Gedanken zu verscheuchen, denen er sich in den letzten Minuten hingegeben hatte, und die Thür öffnend, befand er sich auf der Schwelle des Schlafgemaches der Königin.

Wir müssen es gestehen, daß trotz der in dem Gemache

versammelten hohen Persönlichkeiten der erste Blick des jungen Mannes keineswegs diesen galt, sondern in die dunkelsten Winkel des weitläufigen Gemaches tauchte, um daselbst die reizende Führerin zu entdecken, die ihn verlassen hatte, ohne ihm auch nur den Anblick des Gesichtes zu gestatten. Doch hatte dieser suchende Blick nicht das gewünschte Resultat, und war genöthigt, sich wieder der Gruppe zuzuwenden, die von dem doppelten Lichte der Kerze und der Lampe genügend beleuchtet war.

Diese Gruppe bestand aus der Königin-Mutter, der regierenden Königin und dem Herzog von Orleans. Die Königin-Mutter stand aufrecht zu Häupten des Bettes, am Fußende desselben saß Gaston von Orleans, im Bette selbst lag Anna von Oesterreich.

Der Graf von Moret machte auf der Schwelle eine tiefe Verbeugung, dann näherte er sich dem Bette, und ließ sich vor Anna von Oesterreich, welche ihm ihre Hand zum Kusse reichte, auf ein Knie nieder, senkte dann seinen Kopf fast bis zur Erde, um die Schleppe der Königin-Mutter zu küssen, und wendete sich darauf, noch immer auf den Knien, nach Gaston um, der ihn jedoch rasch aufhob und in seine Arme schloß, indem er sagte:

„In meinen Armen ist Euer Platz, mein Bruder!"

Der Graf von Moret, ein tapferes, loyales Gemüth, hatte nie an das glauben können, was man über den Charakter Gastons erzählte. Er hatte sich zur Zeit des Complotts, dessen Anführer Chalais war, in England befunden, und die Herzogin von Chevreuse, die er daselbst kennen lernte, hatte sich wohl gehütet, ihn mit den wahren Thatsachen bekannt zu machen. Er war in Italien gewesen, als Gaston sich vor Rochelle so feig zeigte, daß er sich krank stellte, um nicht in das Feuer gehen zu müssen. Er hatte sich immer nur mit seinen Vergnügungen beschäftigt und war den Intriguen des Hofes stets fremd geblieben, von welchem ihn

die Eifersucht Maria's von Medicis gegen die Kinder ihres Gemals fern hielt.

Er gab daher freudig, und aus ganzem Herzen, seinem Bruder Gaston die Umarmung zurück, mit der ihn dieser beehrt hatte.

Dann sich zur Königin wendend sagte er:

„Werden Eure Majestät wohl in seiner ganzen Größe das Glück, mich in Eurer Gegenwart zu befinden, und die Dankbarkeit ermessen, die ich für den Herzog von Savoyen fühle, der mir Gelegenheit gegeben hat, von Eurer Majestät zum ersten Male empfangen zu werden?"

Die Königin lächelte.

„Ist es nicht vielmehr an Uns," sagte sie, „Euch erkenntlich zu sein, daß Ihr den zwei armen in Ungnade gefallenen Fürstinnen, von denen die Eine der Liebe ihres Gatten, die Andere der Zärtlichkeit eines Sohnes beraubt ist, und einem Bruder zu Hilfe eilet, der aus den Armen seines Bruders verstoßen ist? Denn Ihr kommet, wie Ihr sagt, mit Briefen, welche uns einigen Trost zu geben bestimmt sind."

Der Graf von Moret zog drei zusammengefaltete und versiegelte Papiere aus der Brusttasche seines Wammses.

„Dieses hier," sagte er, eines der Schriftstücke der Königin überreichend, „ist eine Botschaft von Don Gonzales von Cordova, Gouverneur von Mailand, welcher Euren erhabenen Bruder, Philipp IV., in Italien vertritt. Er bittet Eure Majestät, Euren Einfluß zur Erhaltung des Herrn von Fargis, französischen Gesandten in Spanien, auf seinem Posten, anzuwenden."

„Meinen Einfluß?" wiederholte die Königin, „man könnte Einfluß haben auf einen König, der ein Mann wäre, auf ein Gespenst aber, das ein König ist, kann höchstens ein Necromant Einfluß haben, wie der Cardinal-Herzog."

Der Graf verneigte sich, dann sich gegen die Königin-Mutter wendend und ihr den zweiten Brief überreichend sagte er:

„Was dieses Schreiben anbelangt, so weiß ich davon nichts, als daß es eine wichtige Note von der eigenen Hand des Herzogs von Savoyen enthält, und nur in die Hände Eurer Majestät übergeben werden soll; von dem Inhalte desselben weiß ich nicht das Geringste.“

Die Königin-Mutter ergriff lebhaft das Schreiben, entsiegelte es, und da sie zu entfernt vom Lichte stand, um dasselbe lesen zu können, näherte sie sich dem Toilettentische, auf welchem die Kerze und die Lampe standen.

„Und das endlich,“ sagte der Graf, den dritten Brief Gaston reichend, „ist ein an Eure Hoheit von Eurer erhabenen und liebenswürdigen Schwester, Madame Christine, gerichtetes Billet.“

Jede der drei Personen beschäftigte sich nun mit dem Lesen der an sie gerichteten Schreiben, und der Graf von Moret benützte diese Zeit, um mit seinen Blicken nochmals das Gemach zu durchsuchen.

Umsonst! Es enthielt nur die zwei Fürstinnen, Gaston und ihn.

Maria von Medicis kam an das Bett ihrer Schwiegertochter zurück und sagte, sich an den Grafen wendend:

„Herr Graf, wenn man es mit einem Manne von Eurem Range zu thun hat, der sich zweien unterdrückten Frauen und einem in Ungnade gefallenen Prinzen zur Verfügung stellt, so ist es am besten, keine Geheimnisse vor ihm zu haben, vorausgesetzt, daß er sich mit seinem Ehrenworte verpflichtet, möge er nun Verbündeter werden oder neutral bleiben, keines der Geheimnisse zu verrathen, die man ihm anvertraut.“

„Eure Majestät,“ sagte der Graf von Moret, sich verneigend und die Hand auf's Herz legend, „mein Ehrenwort darauf, daß ich, ob alliirt oder neutral, schweigen werde; wenn ich dieses Stillschweigen keiner Bedingung unterwerfe, so muß ich mir dagegen in Bezug auf meine Ergebenheit eine solche gestatten.“

Die Königinnen tauschten einen Blick aus.

„Von was für einer Bedingung sprecht Ihr?“

Während Maria von Medicis die Frage mit Worten an den Grafen richtete, stellte Anna von Oesterreich an Gaston von Orleans dieselbe Frage mit ihrem Blick.

„Ich stelle zwei,“ sagte der Graf von Moret mit sanfter, aber fester Stimme, „und um sie stellen zu können, muß ich Euch sehr zu meinem Bedauern in Erinnerung bringen, daß ich der Sohn Heinrichs IV. bin. Ich kann ebensowenig den Degen gegen die Protestanten oder den König, meinen Bruder, ziehen, als ich mich weigern darf, ihn gegen unsere Feinde zu ziehen, denen der König von Frankreich den Krieg erklärt, vorausgesetzt, daß er mich zu der Ehre beruft, in seinen Schlachten mitzukämpfen.“

„Weder die Protestanten, noch der König sind unsere Feinde, Prinz,“ sagte die Königin-Mutter, dieses letzte Wort absichtlich betonend; „unser einziger tödtlicher Feind, der unseren Untergang geschworen hat, ist der Cardinal!“

„Ich liebe den Cardinal nicht im Geringsten; nur habe ich die Ehre, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß es einigermaßen schwierig für einen Edelmann ist, den Kampf mit einem Priester aufzunehmen. Im Uebrigen glaube ich, daß, so schwer auch die Mißgeschicke sein mögen, die Gott ihm sendet, sie noch immer eine zu leichte Strafe für die Aufführung bilden, die er Euer Majestät gegenüber an den Tag gelegt hat. Genügt der Ausspruch dieser meiner Ueberzeugung, um Euer Majestät Vertrauen zu mir einzuflößen?“

„Ihr wißt bereits, mein Herr, was Don Gonzales von Cordova meiner Schwiegertochter schreibt; Gaston wird Euch sogleich sagen, was ihm seine Schwester Christine mittheilt. Sprich, Gaston!“

Der Herzog von Orleans reichte dem Grafen den offenen Brief, ihn auffordernd, denselben zu lesen.

Der Graf von Moret las ihn.

Die Prinzessin Christine bat Gaston, dem Könige doch auseinanderzusetzen, daß es besser für ihn sei, zu gestatten, daß Carl Emanuel, sein Schwager, sich Mantua's bemächtige, als den Herzog von Nevers diese Erbschaft antreten zu lassen, da dieser Letztere für den König von Frankreich ein Fremder, der Prinz von Savoyen aber der Schwager Ludwigs XIII. sei.

Mit einer achtungsvollen Verneigung gab der Graf von Moret den Brief dem Herzog von Orleans zurück.

„Was haltet Ihr davon, mein Bruder?" fragte Gaston.

„Ich bin ein schlechter Politiker," sagte der Graf von Moret lächelnd, „aber ich glaube, daß der Grund dem Könige einleuchten müßte, wenn er ihn vom Standpunkte der Familie betrachten würde."

„Und nun ist die Reihe an mir," sagte Maria von Medicis, den Brief des Herzogs von Savoyen dem Grafen darreichend; „es ist nichts als billig, daß Ihr die Note kennet, deren Träger Ihr gewesen seid."

Der Graf nahm das Papier und las folgende Zeilen:

„Man thue alles Mögliche, um einen Krieg mit Italien zu verhindern. Sollte aber trotz der Anstrengungen unserer Freunde der Krieg dennoch erklärt werden, so mögen diese versichert sein, daß unsere Pässe vortrefflich vertheidigt werden."

Das war Alles, was, wenigstens sichtbar, in dem Briefe stand.

Der junge Mann überreichte ihn, nachdem er ihn gelesen hatte, der Königin-Mutter mit einer stummen Verbeugung.

„Nun bleibt uns," sagte diese, „noch die Pflicht, unserem ebenso jungen als geschickten Boten für seine Schlauheit und seine Ergebenheit zu danken und ihm zu versprechen, daß, falls unsere Pläne gelingen, sein Glück dem unserigen auf dem Fuße folgen soll."

„Tausend Dank für die guten Absichten, Euer Majestät, aber die Ergebenheit, welche sich mit der Hoffnung auf Be-

lohnung trägt, ist keine Ergebenheit mehr, sie ist Berechnung oder Ehrgeiz. Mein Los genügt meinen bescheidenen Ansprüchen, und Alles, was ich ersehne, ist ein wenig persönlichen Ruhmes, um den meiner Geburt einigermaßen zu rechtfertigen."

„Sei es!" sagte Maria von Medicis, während ihre Schwiegertochter dem Grafen von Moret die Hand zum Kusse reichte; „an uns, die wir Euch verpflichtet sind, und nicht an Euch wird es sein, sich mit diesen Details zu beschäftigen. Gaston, begleitet Euren Bruder; nur über Eure Treppe kann er Mitternachts unangehalten aus dem Louvre gelangen."

Der Graf von Moret stieß unwillkürlich einen Seufzer aus und warf einen letzten Blick um sich; er hatte gehofft, dieselbe Führerin, die ihm auf dem Wege zur Königin vorangeschritten war, würde ihn wieder auf dem Rückwege begleiten, und er mußte zu seinem großen Bedauern nun dieser Hoffnung entsagen.

Er verneigte sich vor den beiden Königinnen und folgte dem Herzoge von Orleans.

Gaston führte ihn in sein Appartement und öffnete hier die Thür zu einer geheimen Treppe.

„Und nun, mein Bruder," sagte er, sich von dem Grafen verabschiedend, „danke ich Euch nochmals und versichere Euch meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit."

„Habe ich irgend eine Parole zu sagen," fragte der Graf, „irgend ein Erkennungszeichen mit Jemand zu tauschen?"

„Nein; Ihr klopft an die Loge des Schweizers und sagt die Worte: „Hofstaat des Herzogs von Orleans, Nachtdienst!" und man wird Euch passiren lassen."

Der Graf befand sich nach wenigen Secunden im Hofe, einen letzten Blick nach dem Flügel des Louvre zurückwerfend, den er soeben verlassen, und einen zärtlichen Seufzer an die geheimnißvolle Führerin richtend, die sich so schnell seines Herzens bemächtigt hatte, schritt er durch das Thor und befand sich bald danach an der Ecke der Rue des Poulies, wo

der Page und das Pferd des Herzogs von Montmorency auf ihn warteten.

„Ich wette,“ murmelte er, den Fuß in den Steigbügel setzend, „daß sie noch nicht achtzehn Jahre alt und schön zum Bezaubern ist. Ventre St. Gris, ich fange an, zu glauben, daß ich mich gegen den Cardinal verschwören werde, da mir das als einziges Mittel erscheint, sie wiederzusehen.“

Nachdem Gaston von Orleans sich überzeugt hatte, daß dem Grafen Moret bei dem Verlassen des Louvre kein Unfall zugestoßen sei, kehrte er in seine Wohnung zurück, begab sich in sein Schlafgemach, und nachdem er die Vorhänge an den Fenstern untersucht und gefunden hatte, daß kein neugieriger Blick zu ihm dringen könne, zog er den Brief seiner Schwester Christine aus der Tasche und setzte ihn mit zitternder Hand der aus einer Kerzenflamme ausstrahlenden Wärme aus.

Sofort sah man zwischen den mit schwarzer Tinte geschriebenen Zeilen andere erscheinen, welche, mit sympathetischer Tinte geschrieben, unter dem Einflusse der Wärme immer deutlicher hervortraten und endlich die Schriftzüge in dunkelrother Farbe sehen ließen.

Die neu entstandenen Zeilen lauteten:

„Fahret fort, Maria von Gonzaga augenfällig den Hof zu machen; versichert Euch aber zugleich der Königin. Sie muß der Krone für den Fall des Todes unseres Bruders Ludwig sicher zu sein glauben, denn sonst würde sie, Dank der Rathschläge der Frau von Fargis und der Vermittlung der Herzogin von Chevreuse, Mittel finden, Regentin zu sein, wenn es ihr versagt sein sollte, Königin zu werden.“

„O!“ sagte Gaston, „sei ruhig, gute Schwester, ich werde wachen.“

Und den Schreibtisch öffnend, verwahrte er den Brief in einem Geheimfache desselben.

Ihrerseits hatte auch die Königin-Mutter sich, sobald

Gaston das Schlafzimmer ihrer Schwiegertochter verlassen hatte, von dieser verabschiedet, war nach ihren Gemächern zurückgekehrt, hatte Nachttoilette gemacht und ihre Frauen entlassen.

Als sie allein war, zog sie an einem in den Falten der Draperie verborgenen Glockenzuge.

Einige Secunden darauf war ein Mann von 45 bis 50 Jahren mit einem gelblichen mit groben Zügen versehenen Gesichte, schwarzem Kopf- und Barthaare in das Zimmer Maria's getreten.

Dieser Mann war zugleich der Musiker, der Arzt und der Astrolog der Königin-Mutter. Leider muß man es sagen, daß er der Nachfolger Heinrichs IV. und Vittoria Orsino's, Concino Concini's und Bellegarde's, Bassompierre's und des Cardinals Richelieu war. Er hieß Vauthier, war ein Provençale und hatte sich für das Wohl seines Körpers zum Arzt und für die Ausbildung seines Geistes zum Astrologen gemacht. War Richelieu gefallen, so stritten sich um seine Erbschaft Bérulle — ein Dummkopf, und Vauthier — ein Charlatan, und wer dessen Einfluß auf die Königin-Mutter kannte, der begriff das Gerücht, daß Vauthier ebenso viele Aussicht hatte, Minister zu werden, wie Bérulle.

„Schnell, schnell," rief ihm Maria zu, „kommet herein und gebt mir, wenn Ihr sie bereits verfertigt habt, die Tinctur, mittelst deren man sympathetische Schriften lesbar machen kann."

„Madame," sagte Vauthier, eine Phiole aus der Tasche ziehend, „ein Wunsch Eurer Majestät ist für mich zu wichtig, als daß ich ihn jemals vergessen könnte; hier ist die Tinctur. Haben Eure Majestät endlich den Brief erhalten, den Ihr so lange schon erwartet?"

„Da ist er," sagte die Königin-Mutter, den Brief aus ihrem Busen ziehend, „vier unbedeutende Zeilen vom Herzog von Savoyen, aber es ist einleuchtend, daß er mir nicht so

vertraulich schreibt und den Bastard meines Gemals zum Ueberbringer des Schreibens macht, um mir solche Lappalien zu sagen."

Und sie reichte Vauthier den Brief, der ihn entfaltete und las.

„In der That," sagte er, „es muß in dem Briefe noch etwas Anderes stehen."

Er tauchte einen Pinsel in die von ihm bereitete Tinctur und bestrich damit die Oberfläche des Papiers.

Kaum war das Papier benetzt, als sich hin und wieder auf demselben einzelne Buchstaben zeigten, dann bildeten sich Linien und nach kaum fünf Minuten konnte man deutlich folgenden Rathschlag lesen:

„Heuchelt ein Zerwürfniß mit Gaston; seine unsinnige Liebe für Marie von Gonzaga mag dazu die Veranlassung scheinen, und wenn der italienische Krieg trotz Eurer Opposition beschlossen ist, so fordert für ihn unter dem Vorwande, ihn von dem Gegenstande seiner thörichten Leidenschaft zu entfernen, das Obercommando der Armee. Der Cardinal, dessen höchster Ehrgeiz es ist der größte General seines Jahrhunderts zu sein, wird diese Schmach nicht ertragen und seine Entlassung geben. Es bleibt freilich zu besorgen, daß der König sie nicht annimmt."

Maria von Medicis und ihr Vertrauter blickten einander an.

„Habt Ihr mir etwas Besseres vorzuschlagen?" fragte die Königin-Mutter.

„Nein, Madame," erwiederte Vauthier; „im Uebrigen habe ich stets gesehen, daß die Winke des Herzogs von Savoyen gut zu befolgen sind."

„Befolgen wir sie also," sagte Maria von Medicis mit einem Seufzer; „wir können überdies in keine schlechtere Lage gerathen, als in der wir uns befinden. — Habt Ihr die Sterne befragt, Vauthier?"

„Diesen Abend noch verbrachte ich eine Stunde damit, die Constellation vom Observatorium aus zu stellen."

„Nun und was sagen die Sterne?"

„Sie versprechen Eurer Majestät einen vollkommenen Triumph über Eure Feinde."

„So sei es!" sagte die Königin-Mutter, ihrem Astrologen eine etwas fleischige, aber immerhin schöne Hand zum Kusse reichend.

Eine ganz ähnliche Scene ging zu derselben Zeit im Schlafgemache Anna's von Oesterreich vor sich; auch diese rief auf dem angeblich von Don Gonzales von Cordova herrührenden Brief eine Geheimschrift hervor; sie bediente sich jedoch eines anderen Mittels, des Kohlenstaubes nämlich, der an den mit einer wasserhellen, klebrigen Flüssigkeit geschriebenen Worten haften blieb.

Dieser geheime Brief rührte von Philipp IV. selbst her. Er lautete:

„Meine Schwester! Durch unseren guten Freund, den Herrn von Fargis, kenne ich das Project, für den Fall des Todes Eures Gatten, Euch seinen Bruder und Nachfolger zum Gatten zu geben. Besser schiene es mir jedoch, wenn Ihr zur Zeit des Todes Ludwigs XIII. Euch in gesegneten Umständen befändet. Die Königinnen von Frankreich haben vor ihren Gatten einen großen Vortheil voraus; sie können dem Lande einen Dauphin geben, ohne daß ihr Gatte dabei ins Spiel kömmt, was diesem nicht möglich ist. Ueberleget diese unumstößliche Wahrheit und verbrennt meinen Brief.

„Philipp."

Nachdem Anna von Oesterreich den Brief ihres Bruders nochmals gelesen hatte, wahrscheinlich um jedes in demselben enthaltene Wort ihrem Gedächtnisse einzuprägen, näherte sie ihn der Kerzenflamme, welche ihn sogleich erfaßte, und erst als das Feuer jedes einzelne der verhängnißvollen Worte verzehrt hatte, ließ sie ihn zu Boden fallen.

Sodann begab sie sich wieder zu Bett, ließ den Kopf auf die seidenen Kissen zurücksinken und flüsterte:

„O Buckingham, Buckingham!"

Und einige schwere Seufzer der Sehnsucht und des Bedauerns unterbrachen die Stille des Schlafgemachs der Königin von Frankreich.

XI.

Im Arbeitszimmer des Cardinals.

Es gibt in der Gallerie des Louvre ein Bild von dem jansenistischen Maler, Philipp von Champagne, welches getreu, wie man damals sagte, das feine, kraftvolle und trockene Gesicht des Cardinal von Richelieu darstellt.

Im Gegensatze zu den Flamändern, seinen Landsleuten, und zu den Spaniern, seinen Meistern, ist Philipp von Champagne geizig mit den grellen Farben, welche die Rubens und die Murillo über ihre Gemälde ergossen. In der That wäre es vielleicht eine Schmeichelei für die Wahrheit, ganz gewiß aber eine Beeinträchtigung der Wahrheit gewesen, in einem Strome von Licht den finstern Minister zu zeigen, der fortwährend von dem Halbdunkel seiner Politik umgeben war und dessen Wahlspruch lautete: „Aquila in nubibus — Der Adler in den Wolken."

Dieses Bild mögen Alle studieren, welche gewissenhaft sind und nach zwei und einem halben Jahrhundert zu neuem Leben den berühmten Todten erwecken wollen, um sich einen richtigen physischen und moralischen Begriff von dem Manne zu machen, den seine Zeitgenossen verleumdeten, den das folgende Jahrhundert verkannte, beinahe vergaß und der erst zweihundert Jahre nach seinem Tode den Platz gefunden hat, welchen er von der Nachwelt zu erwarten berechtigt war.

Dieses Bild gehört zu denen, welche des Vorrechtes genießen, daß man unwillkürlich vor ihnen stehen bleibt und

sich durch ihren Anblick zu Träumereien veranlaßt fühlt. Ist es ein Mensch oder ein Phantom, dieses Geschöpf in dem rothen Gewande, mit dem weißen Bischofsmäntelchen, dem Chorhemd von venetianischen Spitzen, dem rothen Käppchen, der hohen Stirn, den grauen Haaren, dem grauen Bart, den grauen Augen von mattem Blick, den feinen, mageren und weißen Händen? Sein Gesicht lebt in Folge des ewigen Fiebers, das ihn verzehrt, nur in den Backenknochen. Je länger man dieses Bild betrachtet, desto weniger weiß man, ob es das eines lebenden Wesens ist, oder, gleich dem heiligen Bonaventura, ein Verstorbener, der zurückkehrte, um nach seinem Tode seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben. Nicht wahr, wenn dieses Wesen sich plötzlich von der Leinwand ablöste, aus seinem Rahmen heraussträte und auf uns zukäme, so würde man zurückweichen, sich bekreuzigend, wie vor einem Gespenste?

Sichtbar und unbestreitbar ist an diesem Bilde, daß es einen Geist, einen scharfen Verstand, zeichnet; das ist aber auch Alles. Kein Herz, keine Eingeweide, zum Glück für Frankreich. In der Leere, welche zwischen Heinrich IV. und Ludwig XIV. entstand, bedurfte es nur eines Gehirnes und nichts Anderen, um diesen ungelegenen, schwachen, ohnmächtigen König zu beherrschen, diesen unruhigen, sittenlosen Hof, diese habgierigen Prinzen ohne Treu und Glauben.

Gott erschuf mit seinen Händen den fürchterlichen Automaten, den die Vorsehung in gleiche Entfernung von Ludwig XI. und Robespierre stellte, damit er die großen Herren köpfe, wie Ludwig XI. die großen Vasallen geköpft hatte und wie Robespierre die Aristokraten köpfen wird. Von Zeit zu Zeit sahen die Völker, gleich rothen Kometen, an dem Horizonte einen jener blutigen Schnitter erscheinen, die eine künstliche Schöpfung zu sein scheinen, die herankommen, ohne sich zu bewegen, die sich geräuschlos nähern und dann, wenn sie endlich in die Mitte des Feldes gelangt sind, das ihnen zur Ernte angewiesen ist, sich an die Arbeit machen und

nicht eher anhalten, als bis ihre Aufgabe vollbracht, d. h. bis Alles abgemäht ist.

So würde er uns an dem Abend jenes 5. December 1628 in dem Augenblick erschienen sein, sorgenvoll durch all den Haß, der ihn umgab, in Gedanken versunken mit den großen Plänen, die ihn beschäftigten, als der unerforschliche Minister in sein Cabinet trat, sinnend auf die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich, auf die Vertreibung der Spanier aus dem Mailändischen, auf die Vernichtung des österreichischen Einflusses in Toscana und danach strebend, zu errathen, indem er den Mund schloß und das Feuer seiner Augen dämpfte, aus Furcht, sie möchten seine Gedanken verrathen.

Er kam von jenem Ballet, während dessen seine Andeutungen ihm sagten, daß die Abwesenheit der Königin eine politische, folglich also eine für ihn drohende Veranlassung hätte und daß irgend etwas Giftiges in jenem königlichen Alkoven gesponnen würde, dessen Raum, von zwölf Fuß im Quadrat, ihm mehr Verlegenheiten bereitete, mehr Arbeit verursachte, als die ganze übrige Welt. Er trat mißmuthig, erschöpft, beinahe von Ekel ergriffen, ein, und murmelte wie Luther: „Es gibt Augenblicke, in denen der Herr sich durch das Spiel zu langweilen und die Karten unter den Tisch zu werfen scheint."

Er wußte auch, an welchem Faden, welchem Haare, welchem Hauch nicht nur seine Macht hing, sondern sogar sein Leben. Sein Bußkleid war aus Dolchspitzen gewebt. Er wußte, daß er 1628 eben da stand, wo Heinrich IV. 1606 gestanden hatte. Alle Welt bedurfte seines Todes; das Schlimmste aber war, daß Ludwig XIII. sein spitzes Gesicht nicht liebte; der König allein hielt ihn, aber Richelieu fühlte sich jeden Augenblick durch die Anfälle königlicher Schwäche wanken. Das würde Alles noch nichts gewesen sein, wäre dieser geniale Mann so gesund und kräftig gewesen, wie sein einfältiger Nebenbuhler, Bérulle; aber das unzureichende Geld, die unablässige geistige Anstrengung, neue Hilfsquellen

zu entdecken, zehn Intriguen des Hofes, denen er zugleich die Stirne bieten mußte, erhielten ihn fortwährend in einer fürchterlichen Aufregung. Es war dies Fieber, welches seine Backen röthete, indem es seine Stirn von Marmor und seine Hände von Elfenbein machte. Man füge noch theologische Streitigkeiten, die Wuth der Versemacherei und die Nothwendigkeit hinzu, seine Galle und seine Wuth zu unterdrücken und man wird es begreifen, daß sein Inneres wie von einem glühenden Eisen verbrannt wurde und daß er von einem Tage zum andern nur zwei Finger breit von dem Tode entfernt stand.

Merkwürdig war die Verbindung dieser beiden Kranken. Zum Glück ahnete der König, ohne dessen gleichwohl gewiß zu sein, daß das Königreich verloren wäre, wenn Richelieu ihm fehlte; zum Unglück aber wußte eben so Richelieu, daß er selbst nach dem Tode des Königs nicht mehr vierundzwanzig Stunden zu leben hatte. Gehaßt von Gaston, von Anna von Oesterreich, von der Königin-Mutter, von Herrn von Soissons, den er im Exil ließ, von den beiden Vendôme, die eingekerkert waren, von dem ganzen Adel, den er hinderte, Paris durch Duelle auf öffentlichen Plätzen ein Aergerniß zu geben, mußte er seine Anordnungen danach treffen, an demselben Tage, wo möglich in derselben Stunde, mit Ludwig XIII. zu sterben.

Nur eine einzige Person war ihm bei dem ewigen Schaukelspiel, bei dem fortwährenden Glückswechsel, treu geblieben, welche oft die Sonne schon an dem Tage des Sturmes wieder scheinen ließ.

Diese eine Person war seine Adoptivtochter, seine Nichte, Frau von Combalet, welche wir bei Frau von Rambouillet in dem Gewande einer Carmeliterin sahen, das sie seit dem Tode ihres Gemales trug.

Das Erste, was er that, sobald er seine Wohnung auf der Place Royale betreten hatte, war, daß er auf eine Glocke schlug.

Auf den Ton derselben öffneten sich fast zu gleicher Zeit drei Thüren.

Durch die eine trat Guillemot, der vertraute Kammerdiener des Cardinals, durch die andere Charpentier, der Secretär, ein; in der dritten erschien Rossignol, der Dechiffreur.

„Ist meine Nichte schon nach Hause gekommen?" fragte Richelieu seinen Kammerdiener.

„Vor einer halben Stunde, gnädigster Herr!"

„Frage sie, ob sie mich mit ihrem Besuche erfreuen will, da ich bis spät in die Nacht arbeiten werde."

Guillemot verließ unter Bücklingen das Gemach.

„Habt Ihr Pater Joseph gesehen?" wandte der Cardinal sich an seinen Secretär.

„Er ist schon zweimal dagewesen, Eminenz."

„Sollte er heute noch ein drittes Mal kommen, so werdet Ihr ihn eintreten lassen. — Ist Cavois im Wachzimmer?"

„Ja."

„Saget ihm, er solle sich heute nicht entfernen, bis ich ihn rufe."

„Sehr wohl, Eminenz."

Auch der Secretär entfernte sich durch die Thür, durch welche er in das Zimmer getreten war.

„Nun, Rossignol," fragte der Cardinal, als er mit seinem Dechiffreur allein war, „habt Ihr die Chiffre des Briefes gefunden, den ich Euch gab? Ihr wisset, daß derselbe unter den Papieren des königlichen Arztes Senelle gestohlen wurde, als derselbe von Lothringen zurückkehrte."

„Ja, gnädigster Herr," erwiederte mit entschieden südlichem Accent ein kleiner Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, beinahe bucklig durch die Gewohnheit einer gebückten Haltung. Sein hervorstechendster Zug war eine so lange Nase, daß darauf drei bis vier Brillen Platz gefunden

hätten; er besaß indeß die Bescheidenheit, nur eine einzige darauf reiten zu lassen.

„Die Auflösung war leicht," antwortete er; „Céphalus bedeutet den König, Procris die Königin, das Orakel heißen Eure Eminenz, mit der Venus ist Frau von Combalet gemeint."

„Gut; gebt mir den Schlüssel," sagte der Cardinal; „ich werde die Depesche selbst lesen."

Rossignol trat einen Schritt zurück, um sich zu entfernen.

„Apropos," fügte der Cardinal hinzu; „Ihr werdet mir morgen eine Gratification von zwanzig Pistolen zur Unterzeichnung vorlegen."

„Monseigneur haben mir keine anderen Befehle zu ertheilen?"

„Nein, kehrt nach Eurem Cabinet zurück, machet den Schlüssel der Chiffreschrift, und haltet Euch bereit, wenn ich Euch rufen lasse."

Rossignol entfernte sich, rückwärtsschreitend, und verneigte sich bis zum Fußboden.

In dem Augenblicke, als die Thür sich kaum hinter ihm schloß, erzitterte der Ton einer Glocke in einem Fache des Schreibtisches des Cardinals.

Er öffnete das Fach und erblickte das Glöckchen noch zitternd. Sogleich drückte er, wie zur Antwort, die Fingerspitze auf einen kleinen Knopf, der ohne Zweifel mit der Wohnung der Frau von Combalet in Verbindung stand, denn eine Minute später trat sie bei ihrem Onkel durch eine Thür ein, welche denen gegenüber lag, die sich bisher geöffnet hatten.

Ihre Kleidung war sehr verändert; sie hatte ihren Schleier und ihre Binde, ihr Scapulir und ihren Brustschleier abgelegt, so daß sie nur noch ihr wollenes Gewand bewahrte, welches um die Taille durch einen Ledergürtel gehalten wurde. Ihre schönen, kastanienbraunen Haare, aus

ihrer Haft erlöst, fielen in reichen Ringeln auf ihre Schultern herab und ihr Gewand, das etwas mehr ausgeschnitten war, als der Orden es ihr gestattet haben würde, wäre sie eine wirkliche Carmeliterin gewesen, statt das Gewand einer solchen in Folge eines Gelübdes zu tragen, zeigte die Umrisse eines Busens, welchen das Bouquet von Veilchen und Rosenknospen schmückte, das wir schon bei Frau von Rambouillet erwähnten, das damals aber ihren Busenschleier zierte.

Dieses braune Gewand, welches unmittelbar auf ihrer Haut ruhte, hob wunderbar die Atlasweiße ihres eleganten Halses und ihrer schönen Hände, und da sie nicht in einen jener eisernen Schnürleiber eingezwängt war, welche man damals trug, wogte ihr Busen frei unter den schönen Falten, welche ihr Kleid aus Wolle warf, der kleidsamste aller Stoffe.

Bei dem Anblicke dieses anbetungswürdigen Geschöpfes, das ganz in einen mystischen Wohlgeruch gehüllt war, kaum sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, in der höchsten Blüthe seiner Schönheit stand und durch die Einfachheit seiner Kleidung womöglich noch schöner und anmuthiger gemacht wurde, erheiterte sich die gerunzelte Stirne des Cardinals. Ein hellerer Strahl beleuchtete seine finstere Physiognomie, ein erleichternder Seufzer hob seine Brust und er streckte der Eintretenden seine beiden Arme entgegen, indem er rief:

„Komm, komm, Marie!“

Die junge Frau bedurfte dieser Ermuthigung nicht, denn sie trat mit einem reizenden Lächeln auf ihn zu, nahm das Bouquet von ihrem Busen, preßte es an ihre Lippen und überreichte es ihrem Oheim.

„Ich danke Dir, mein schönes, theures Kind,“ und indem er that, als wollte er den Duft des Bouquets einathmen, drückte er es ebenfalls an seine Lippen.

„Ich danke Dir, meine liebe Tochter.“

Dann zog er sie an sich und küßte sie wie ein Vater sein Kind.

„Ja, ich liebe diese Blumen," fuhr er fort. „Sie sind frisch, wie Du, Wohlgeruch athmend, wie Du."

„Ihr seid viel zu gut, mein theurer Onkel! Ihr habt mir sagen lassen, daß Ihr mich zu sehen wünscht; sollte ich so glücklich sein, daß Ihr meiner bedürftet?„

„Ich bedarf deiner stets, meine schöne Marie," sagte der Cardinal, indem er seine Nichte mit Entzücken betrachtete; „diesen Abend jedoch ist deine Gegenwart mir nothwendiger denn je."

„Ach, mein guter Onkel," sagte Frau von Combalet, und versuchte es, die Hände des Cardinals zu küssen; er duldete es indeß nicht, sondern zog vielmehr die Hände seiner Nichte an seine Lippen und küßte sie, ungeachtet ihres Widerstandes. Dieser Widerstand rührte jedoch weit mehr von der tiefen Ehrfurcht her, welche die junge Witwe für ihren Onkel hegte, als aus irgend einem anderen Grunde; dann sagte sie: „Ich sehe, daß Ihr diesen Abend wieder sehr bedrückt seid," und mit trübem Lächeln fügte sie hinzu: „Ihr solltet doch daran schon gewöhnt sein. Was bekümmert Euch übrigens? Gelingt Euch nicht Alles?"

„Ja," sagte der Cardinal, „ich weiß wohl, es ist unmöglich, zugleich höher und niedriger zu stehen, glücklicher und unglücklicher, mächtiger und ohnmächtiger zu sein, wie ich es bin. Du weißt es aber besser, als irgend Jemand, Marie, wovon mein politisches Gedeihen und das Glück meines Privatlebens abhängt. Du liebst mich von ganzem Herzen, nicht wahr?"

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele!"

„Nun wohl! Du wirst Dich erinnern, daß ich nach dem Tode von Chalais einen großen Sieg errungen hatte; ich sah zu meinen Füßen niedergeworfen Monsieur, die Königin, die beiden Vendômes, den Grafen von Soissons. Was thaten nun Die, denen ich verzieh? Sie haben mir nicht verziehen; Sie verwundeten mich da, wo ich am empfindlichsten bin, an dem Herzen meines Herzens. Sie wußten,

daß ich auf der Welt nichts so sehr liebe, wie Dich; daß deine Anwesenheit mir daher so nothwendig ist, wie die Luft, die ich athme, wie die Sonne, die mich bescheint. Nun wohl! Sie machten Dir ein Gewissen daraus, mit diesem verdammten Priester, mit diesem Blutmenschen, zu leben! Mit mir zu leben! Ja, Du lebst mit mir, oder, noch mehr zu sagen, ich lebe durch Dich. Nun wohl! dies Leben, so treu ergeben von deiner Seite, so rein von der meinigen, daß ich nie einen schlechten Gedanken hegte, selbst nicht, wenn ich Dich so schön sah, selbst nicht, wenn ich Dich — wie jetzt — in meinen Armen hielt; dies Leben, auf das Du stolz sein mußt, wie auf ein Opfer, haben sie Dir zur Schande angerechnet; Du bekamst Furcht, Du erneutest dein Gelübde, Du wolltest in das Kloster eintreten. Dir dies zu verwehren, mußte ich ein Breve von dem Pabste erbitten, gegen den ich Krieg führte. Wie kannst Du also wollen, daß ich nicht zittern soll? Wenn sie mich tödten, so ist das nichts; bei der Belagerung von la Rochelle habe ich mein Leben zwanzigmal auf das Spiel gesetzt; aber wenn sie mich stürzen, wenn sie mich verbannen, wenn sie mich einkerkern, wie soll ich dann leben, fern von Dir?"

„Mein theurer Onkel," entgegnete die schöne Fromme, indem sie auf den Cardinal einen Blick richtete, in welchem man mehr lesen konnte, als die Zärtlichkeit einer Nichte für ihren Oheim, und vielleicht selbst mehr, als die Liebe einer Tochter für ihren Vater; „Ihr seid gleichwohl in jener Zeit so gut gewesen, wie es nur möglich war. Aber ich kannte, ich liebte Euch noch nicht, wie ich Euch jetzt kenne und liebe. Ich that ein Gelübde; der Pabst hat mich dessen entbunden, und es besteht daher nicht mehr. Nun wohl, in dieser Stunde leiste ich einen Eid, und Ihr selbst werdet nicht die Macht haben, mich davon zu entbinden: Ich leiste den Eid, überall zu sein, wo Ihr sein werdet, Euch überall zu folgen, wohin Ihr geht: Palast, Exil, Gefängniß sind für mich gleich; das Herz lebt nicht da, wo es klopft, sondern da, wo es liebt;

nun wohl, mein guter Onkel, mein Herz gehört Euch. Ich liebe Euch und werde nie einen Andern lieben, als Euch!"

„Ja, aber wenn sie siegen, werden sie es dann zugeben, daß Du Dich mir weihst, da sie dies beinahe verhinderten, als sie besiegt waren? Sieh, Marie, was ich mehr fürchte, als meinen Sturz, mehr als die Zertrümmerung meiner Macht, mehr als die Enttäuschung meines Ehrgeizes, das ist die Trennung von Dir. Ach, wenn ich nur gegen Spanien zu kämpfen hätte, gegen Oesterreich, gegen Savoyen, so wäre das nichts; aber gegen Die kämpfen zu müssen, die mich umgeben, die ich reich, glücklich, mächtig mache; aber wenn ich den Fuß erhebe, es nicht zu wagen, ihn niederzusetzen, aus Furcht, auf eine Natter, auf einen Scorpion zu treten, das ist es, was mich erschöpft. Was kümmert mich der Kampf gegen Spinoza, Waldstein, Olivarez? Ich werde sie niederwerfen. Sie sind nicht meine wahren Feinde, meine wahren Nebenbuhler! Mein wahrer Nebenbuhler ist ein Bauthier, mein wahrer Feind ist ein Bérulle, ein unbekannter Mensch, der in einem Alkoven intriguirt, in den Vorzimmern umherkriecht, ein Mensch, dessen Namen, dessen Existenz ich sogar nicht kenne. — Ich schreibe Tragödien; ach, ich kenne keine finsterere, als die, welche ich spiele! Während ich gegen die englische Flotte kämpfe, während ich die Mauern von la Rochelle niederwerfe, gelingt es mir, durch die Macht des Genie's — ich darf dies sagen, obgleich ich von mir selbst spreche — außer meiner Armee in Frankreich zwölftausend Mann auszuheben. Ich gebe Sie dem Herzog von Nevers, dem rechtmäßigen Erben von Mantua und Montferrat, um damit seine Erbschaft zu erobern. — Das wäre mehr, als nöthig gewesen, hätte ich nur Philipp IV., Carl Emanuel und Ferdinand II. zu bekämpfen gehabt, d. h. Oesterreich, Spanien und Piemont! Aber der Astrolog Bauthier hat in den Sternen gelesen, daß die Armee die Berge nicht überschreiten wird, und der fromme Bérulle fürchtet, daß die Siege des Herzogs von Nevers das gute

Einverständniß zwischen Seiner katholischen Majestät und Seiner allerchristlichsten Majestät stören möchte. Sie lassen daher durch die Königin-Mutter an Créqui schreiben, an Créqui, den ich zum Pair, zum Marschall von Frankreich, zum Gouverneur der Dauphiné machte, und Créqui, der meinen Sturz erwartet, um mit Zurücksetzung von Montmorency Connetable zu werden, verweigert die Lebensmittel, mit denen er im Ueberfluß versehen ist. Der Hunger reißt in der Armee ein; in Folge des Hungers die Desertion, in Folge der Desertion siegt der Savoyarde! Aber wer hat die Felsblöcke geschleudert, welche die Trümmer der französischen Armee vernichteten, indem sie von den Bergen Savoyens herabrollten? Eine Königin von Frankreich, Maria von Medicis.

„Freilich ist es wahr, daß Maria von Medicis, ehe sie Königin von Frankreich wurde, die Tochter des Herzogs Franz war, d. h. die Tochter eines Mörders und die Nichte Ferdinands, eines ehemaligen Cardinals, der seinen Bruder und seine Schwägerin vergiftete! So wird man es auch mit mir machen, oder vielmehr mit meiner Armee, wenn ich nicht nach Italien gehe; gehe ich aber hin, so unterwühlt man mich hier, bis ich zusammenstürze. Und dennoch ist es das Wohl Frankreichs, das ich will. Mantua und Montferrat sind kleine Länder, aber wichtig als militärische Stellungen; Casale ist der Schlüssel der Alpen und ist dieser Schlüssel in den Händen des Savoyarden, so leiht er ihn — wie sein Interesse es fordert — bald am Oesterreich, bald an Spanien. Mantua, die Hauptstadt der Gonzaga's, schützt die fliehenden Künste; Mantua, ein Museum, ist zugleich mit Venedig das letzte Nest in Italien geblieben. Mantua deckt Toscana, den Pabst und Venedig. — „Ihr werdet vielleicht Casale entsetzen, aber Ihr werdet Mantua nicht retten!“ schreibt mir Gustav Adolph. Ha, wenn ich nicht Cardinal, nicht von Rom abhängig wäre, so möchte ich keinen andern Verbündeten haben, als Gustav Adolph. Aber wie

kann ich mit den Protestanten des Nordens eine Allianz schließen, während ich die Protestanten des Südens vernichte? Wenn ich wenigstens die Gewißheit hätte, Legat zu werden! Wenn es mir gelänge, in meiner Hand die weltliche und die geistliche Macht zu vereinigen! Legat auf Lebenszeit! Und wenn man bedenkt, daß es ein Charlatan ist — Vauthier; ein Dummkopf — Bérulle, welche die Verwirklichung solcher Pläne hindern.

„Und dabei erinnere ich mich doch zuweilen daran, daß sie Alle in meiner Hand sind. Ich habe Beweise, daß durch Ehebruch die Ehre Heinrichs IV. und der französischen Krone geschändet wurde, ich habe auch Zeugen! Frau von Bellier und Patrocle gegen die Königin Anna von Oesterreich, die Escoman gegen Maria von Medicis; ich werde die Escoman suchen, deren Worte die Anklage des Mordes auf das ergrauende Haupt der Königin-Mutter schleudern sollen ich werde sie in dem Kloster aufsuchen, wo sie jetzt ihr sündiges Leben bereut, und sollte sie gestorben sein, werde ich ihre Leiche ausscharren lassen, und diese Leiche wird zeugen gegen meine Feindin!“

„Lieber Onkel,“ sagte Frau von Combalet, welche sah, daß Richelieu sich allzusehr aufregte, „denken wir jetzt nicht an diese verdrießlichen Geschichten, und plaudern wir!“

„Du hast Recht, liebes Kind; wo warst Du heute Abend?“

„Bei der Marquise von Rambouillet.“

„Was trieb man dort?“

„Nun, was man immer dort zu treiben pflegt, etwas Malerei, etwas Liebe und sehr viel Poesie! — Es wurde auch ein junger Dichter aus Rouen vorgestellt.“

„Dieses Rouen scheint ziemlich reich an poetischen Naturen; da arbeitet auch in meinem Cabinet ein solcher junger Taugenichts aus Rouen, Namens Rotrou, dem ich den Weg zu Parnasse ebnen soll; wie heißt denn der neugebackene Dichter?“

„Peter Corneille!"

Der Cardinal machte mit Kopf und Schultern eine Bewegung, welche sagen wollte: „Mir unbekannt."

„Und er kömmt ohne Zweifel mit einem Trauerspiel in der Tasche?"

„Mit einem fünfactigen Lustspiel."

„Der Titel?"

„Melita."

„Das ist kein historischer Name."

„Nein, es ist ein Stoff eigener Erfindung. Rotrou behauptet, Corneille sei dazu bestimmt, alle gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Dichter zu verdunkeln."

„Der Unverschämte!" Darauf fuhr er fort: „Man war ja, wenn ich nicht irre, auch auf eine Ueberraschung gefaßt; ist die Erwartung in Erfüllung gegangen?"

„Im vollsten Maße; denket Euch, Onkel, daß sich vor unseren erstaunten Blicken plötzlich eine Mauer, von der wir wußten, daß sie in den Garten führe, aufthat wie die Sesamhöhle, und wir an der Schwelle eines feenhaft ausgeschmückten Gemaches standen, wie ich Reizenderes noch nicht gesehen!"

„Wenn Du Dir das Gemach genau in die Erinnerung zurückzurufen vermagst, so sollst Du ein ähnliches in unserem neuen Landhause haben. Du weißt, daß ich für meine liebe Nichte kein Opfer scheue. — Waren mit diesem Feengemache die Ueberraschungen erschöpft?"

„O nein, wir hatten noch eine, aber die war nicht im Programm der Marquise, es war im Gegentheil eine sehr traurige Ueberraschung."

„Was war es?"

„Ich weiß nicht, ob ich es erzählen soll, weil ein Degenstoß dabei vorkömmt."

„Was? Wieder ein Duell?" sagte Richelieu, die Stirn

runzelnd, „soll denn dieser barbarische Gebrauch in Frankreich nie ausgerottet werden können?"

„Es war nicht eigentlich ein Duell, sondern ein Rencontre. Der Marquis wurde in das Hôtel gebracht, ohnmächtig in Folge einer Wunde."

„Gefährlich?"

„Nein; aber es war ein Glück für ihn, daß er bucklig ist, denn die Klinge traf auf den Höcker, konnte nicht eindringen und glitt an den verwachsenen Rippen ab."

„Weiß man, woraus der Kampf entstand?"

„Ich glaube, ich hörte den Grafen von Moret nennen."

„Den Grafen von Moret?" wiederholte Richelieu, wieder die Stirn runzelnd; „seit drei Tagen hörte ich diesen Namen schon mehrmals. Und wer versetzte dem Marquis Pisani diesen schönen Degenstoß?"

„Einer seiner besten Freunde, hundert Schritte von dem Hôtel Rambouillet entfernt."

Der Cardinal zog ein Notizbuch zu Rathe.

„Und wer war der Angreifer?" fragte er, während er die Blätter des Notizbuches überflog.

Frau von Combalet zögerte mit der Antwort.

„Nenne ihn ungescheut!" sagte Richelieu.

„Er heißt Souscarrières, ist aber, wie gesagt, an der Sache vollkommen unschuldig, da Pisani es war, der den Degen zuerst aus der Scheide zog."

Bei Nennung dieses Namens zuckte es in dem Gesichte des Cardinals, und wer ihn kannte, errieth, daß in diesem Augenblicke eine jener Ideen in seinem Gehirne auftauchte, die bestimmend für das Schicksal einzelner Individuen oder ganzer Staaten waren.

Nachdem er einige Secunden ruhig in seinem Notizbuche geblättert hatte, während ihn seine Nichte mit ängstlicher Spannung betrachtete, läutete er.

Charpentier erschien fast augenblicklich.

„Rufe Cavois!" befahl der Cardinal.

„Wie," rief Frau von Combalet, „Ihr laßt den Capitän der Garde kommen? Ihr wollt Souscarrières doch nicht arretiren lassen?"

„Im Gegentheil, von diesem Augenblicke an hat der junge Mann, den Du soeben nanntest, sein Glück in der Hand, und es ist nur seine eigene Schuld, wenn er es wieder fallen läßt."

Cavois trat in strammer Haltung ein.

„Capitän," sagte Richelieu, „Ihr werdet Euch sofort nach der Rue des Frondeurs begeben. In dem Hause, welches die Ecke der Rue St. Anne bildet, fragt nach einem Cavalier, der sich Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun, Herr von Souscarrières nennt."

„Ja, gnädigster Herr."

„Wenn er dort wohnt und Ihr findet ihn zu Haus, so sagt ihm, daß es mir, ungeachtet der späten Nachtstunde, ein großes Vergnügen wäre, mit ihm zu plaudern."

„Und wenn er sich weigert, Eminenz?"

„Dann richtet Ihr es so ein, daß ihm sein Weigern nichts hilft, er muß im Verlaufe einer Stunde hier sein, versteht Ihr? Er muß!"

„Zu Befehl, Eminenz!"

Der Capitän entfernte sich. An der Thür begegnete er einem Manne, bei dessen Anblick er so schnell und ehrerbietig zur Seite trat, daß man erkennen konnte, er mache einer sehr wichtigen Person Platz.

In der That erschien in diesem Augenblick auf der Thürschwelle der berüchtigte Capuziner du Tremblay, bekannt unter dem Namen Bruder Joseph oder die graue Eminenz.

XI.

Die graue Eminenz.

Pater Joseph war so bekannt als zweites Ich des Cardinals, daß sich bei seinem Erscheinen selbst die vertrautesten Diener des Ministers zurückzogen, und daß die Gegenwart der „grauen Eminenz" im Cabinet Richelieu's das Privilegium zu haben schien, alle Uebrigen das Feld räumen zu machen.

Frau von Combalet unterlag, wie die Anderen, diesem Einflusse und entging dem Mißbehagen nicht, welches diese grabesstille Erscheinung überall hervorrief. Als sie den Pater Joseph gewahrte, ging sie daher und bot dem Cardinal ihre Stirne zum Kusse, indem sie sprach:

„Bitte, lieber Oheim, bleibet nicht zu lange wach."

Dann entfernte sie sich durch jene Thür, welche dem Eingang entgegengesetzt war, um nur nicht dem Mönche nahezukommen, der stumm und regungslos in der Mitte zwischen der Thür und dem Schreibpulte des Cardinals stand.

Zu jener Zeit waren alle geistlichen Orden, ausgenommen den 1611 durch den Cardinal Bérulle gestifteten und 1613 von Paul V. bestätigten „Orden vom Bethause Jesu," nach langer Opposition sozusagen ganz auf der Seite des Cardinal-Ministers. Er war der offenkundige Beschützer der Benedictiner von Cluny, von Cisaux und St. Maur, der Prämonstratenser, Dominikaner, Carmeliter und endlich jener ganzen capuzentragenden Familie des heiligen Franciscus: der Minoriten, Minimen, Franciscaner, Capuziner ꝛc. ꝛc. Als Lohn für diesen Schutz aber bildeten alle diese Orden, die unter dem Vorwande, Armuth zu predigen, oder Missionen zu erfüllen, in der Welt umherzogen, eine dienstfertige Polizei.

Von dieser ganzen Polizei, welche mit dem begeisterten Eifer der Dankbarkeit ihr Amt that, war der in diplomatischen

Kunststücken ergraute Capuziner Joseph das Haupt. Wie später ein Sartines, ein Lenoir, ein Fouché, so hatte auch er das Genie des Spionirens. Sein Bruder, der Gerichtsschreiber du Tremblay, war durch seinen Einfluß zum Gouverneur der Bastille ernannt worden, so daß der durch den Capuziner du Tremblay ausspionirte, denuncirte und arretirte Gefangene auch durch den Gouvernenr du Tremblay eingekerkert und bewacht wurde, wozu noch kam, daß, wenn er, wie es oft geschah, hinter den Riegeln starb, er abermals durch den Capuziner du Tremblay absolvirt, mit dem Abendmahl versehen und begraben ward, so daß in dieser Weise, wer einmal gefaßt war, auch nicht mehr aus der Familie herauskam.

Pater Joseph hatte ein Unterministerium mit vier Sectionen, deren Chefs vier Capuziner waren. Er hielt sich einen Secretär Namens Pater Ange Sabini, welcher wieder sein Pater Joseph war. Wenn er zu functioniren begann und weite Wege hatte, so pflegte er dies zu Pferde zu thun, gefolgt von dem gleichfalls berittenen Pater Ange. Eines Tages jedoch, da er eine Stute ritt, Pater Sabini hingegen einen Hengst, geschah es, daß die beiden Vierfüßler so aneinander geriethen, daß die Capuzen der beiden Mönche eine viel zu groteske Rolle spielten, als daß Pater Joseph diese Art der Locomotion auch fernerhin hätte beibehalten wollen. Seitdem benützte er Sänfte oder Kutsche.

In der gewöhnlichen Ausübung seines Berufes aber ging Pater Joseph, weil er das Incognito wahren mußte, zu Fuße und zog die Capuze über die Augen, um nicht erkannt zu werden, was ihm bei der großen Anzahl von Mönchen aller Farben, die damals in den Straßen von Paris wimmelten, ein Leichtes war.

Diesen Abend hatte Pater Joseph zu Fuße operirt.

Der Cardinal blickte mit wachsamem Auge umher, bis die erste Thür sich hinter seinem Gardecapitän, die zweite

hinter seiner Nichte geschlossen hatte, nahm dann vor seinem Schreibtische Platz und wandte sich zum Pater Joseph:

„Nun, Ihr habt mir also etwas mitzutheilen, lieber du Tremblay?“

Der Cardinal hatte die Gewohnheit bewahrt, den Capuziner bei seinem Familiennamen zu nennen.

„Ja, Monseigneur,“ erwiderte dieser, „und ich war zweimal da, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen.“

„Ich weiß es. Das hat mir sogar die Hoffnung gegeben, Ihr würdet vielleicht irgend etwas über den Grafen von Moret, seine Rückkehr nach Paris und die Gründe dieser Rückkehr in Erfahrung gebracht haben.“

„Ich weiß noch nicht Alles, was Euer Eminenz wissen wollen, aber ich glaube auf der Fährte zu sein.“

„Ah, ah! Eure Weißmäntel haben das Ihrige gethan?“

„Ziemlich schlecht. Sie entdeckten blos, der Graf von Moret habe im Hôtel Montmorency bei dem Herzog Heinrich II. gewohnt und es Nachts verlassen, um eine Geliebte zu besuchen, welche in der Rue de la Cerisaie, gegenüber dem Hôtel Lesdiguières, wohnt.“

„In der Rue de la Cerisaie, gegenüber dem Hôtel Lesdiguières? Aber da wohnen ja die beiden Schwestern von Marion Delorme.“

„Ja wohl, Monseigneur; Frau von Montagne und Frau von Maugiron; nur weiß man nicht, in welche von Beiden er verliebt ist.“

„Es ist gut, ich werde es erfahren,“ sagte der Cardinal und begann, nachdem er den Capuziner durch einen Wink unterbrochen, auf einem Blatt Papier zu schreiben: „In welche Eurer beiden Schwestern ist der Graf von Moret verliebt? Wer ist der Liebhaber der anderen? Gibt es dabei einen unglücklich Liebenden?“

Dann ging er zu einer Thürfüllung, die sich bei dem Druck auf einen Knopf in der ganzen Höhe des Cabinetes öffnete.

Diese Oeffnung hätte eine Communication mit dem Nachbarhause gestattet, wäre nicht auf der anderen Seite des Mauerdurchmessers eine Thür im Wege gestanden.

Zwischen den beiden Thüren befanden sich zwei Knöpfe von Klingeln, der eine rechts, der andere links, welche Einrichtung damals so neu und ungewöhnlich war, daß man sie nur bei dem Cardinal und im Louvre finden konnte.

Der Cardinal schob das Papier unter die Thür des Nachbarhauses, zog rechts die Klingel, die Thürfüllung schloß sich und er nahm wieder seinen Sitz ein.

„Fahret fort," sagte er zum Pater Joseph, der ihm zugesehen hatte, ohne sich über irgend etwas erstaunt zu zeigen.

„Ich sagte also, Monseigneur, die Weißmäntel hätten nichts Besonderes ausgerichtet, desto mehr aber die Vorsehung, die sich mit Euer Eminenz ganz vorzugsweise beschäftigt."

„Wisset Ihr gewiß, du Tremblay, daß die Vorsehung das thut?"

„Was könnte sie Besseres zu thun haben, Monseigneur?"

„Nun," sagte der Cardinal lächelnd, „hören wir denn den Bericht der Vorsehung über den Grafen von Moret."

„Ja, Monseigneur. Ich kam also von den Weißmänteln zurück, wo ich nur erfahren hatte, was ich schon die Ehre gehabt Euer Eminenz zu sagen, daß nämlich der Herr Graf von Moret seit acht Tagen in Paris sei, bei dem Herzog von Montmorency wohne und eine Geliebte in der Rue de la Cerisaie habe, — was Alles zusammen herzlich wenig ist."

„Ich finde, Ihr seid ungerecht gegen die guten Patres. Wer thut, was er kann, thut, was er soll. Die Vorsehung allein kann Alles; sehen wir also, was die Vorsehung thut."

„Sie hat mich mit dem Grafen selbst zusammengeführt."

„Ihr habt ihn gesehen?"

„So wie ich die Ehre habe, Monseigneur zu sehen."

„Und hat er Euch auch gesehen?“ fragte Richelieu lebhaft.

„Er hat mich gesehen, jedoch nicht erkannt.“

„Setzt Euch, du Tremblay, und erzählt mir das.“

Richelieu pflegte aus scheinbarer Höflichkeit den Capuziner zum Sitzen einzuladen, und dieser pflegte hingegen aus scheinbarer Demuth stehen zu bleiben.

Er dankte also dem Cardinal und fuhr fort:

„Die Sache trug sich folgendermaßen zu, Monseigneur. Ich ging von den Weißmänteln weg, nachdem ich dort die Nachrichten erfahren, die ich bereits mitgetheilt habe, und sah plötzlich die Leute gegen die Rue de l'Homme Armé zulaufen.“

„Apropos, Rue de l'Homme Armé,“ sagte der Cardinal, „darin gibt es einen Gasthof, auf den Ihr Euer Augenmerk richten sollet, du Tremblay; man nennt ihn den Gasthof „zum gefärbten Bart“.“

„Gerade dahin lief auch die Menschenmenge, Monseigneur.“

„Und Ihr lieft mit der Menge?“

„Euer Eminenz begreifen, daß ich dabei nicht fehlen mochte. Eine Art von Mord war begangen worden und zwar an einem armen Teufel, Namens Stephan Latil, welcher früher dem Herzog von Epernon zugehörte.“

„Epernon? Stephan Latil? Merkt Euch diese Namen wohl, du Tremblay. Dieser Mann wird uns eines Tages nützlich sein können.“

„Ich zweifle daran, Monseigneur.“

„Warum denn?“

„Ich glaube, er schickt sich zu einer Reise an, von der er wahrscheinlich nicht zurückkehren dürfte.“

„Ah, ich verstehe. Er ist es also, den man ermordet hatte?“

„Ganz richtig, Monseigneur. Im ersten Augenblick wurde er für todt gehalten, kam aber dann wieder zu sich und

verlangte sofort nach einem Priester. Da ich nun zufällig in der Nähe war . . ."

„Immer die Vorsehung, du Tremblay. Ihr hörtet also seine Beichte? Natürlich!"

„Vollständig."

„Und sagte er dabei etwas von Wichtigkeit?"

„Monseigneur sollen selbst darüber urtheilen," sagte der Capuziner lachend, „doch bitte ich, zuvor mich von der Pflicht der Geheimhaltung zu entbinden."

„Gut, gut," erwiederte Richelieu, „ich entbinde Euch."

„Nun denn, Monseigneur, Stephan Latil wurde ermordet, weil er selbst den Grafen Moret nicht ermorden wollte."

„Und in wessen Interesse kann es liegen, einen jungen Mann zu ermorden, der wenigstens bis heute an keinerlei Cabale Theil genommen hat?"

„Nebenbuhler in der Liebe."

„Ihr wißt es?"

„Ich vermuthe so."

„Und Ihr kennt den Mörder nicht?"

„Nein, Monseigneur, aber auch der Ermordete nicht. Dieser wußte blos, daß es ein Buckliger war."

„Wir haben nur zwei bucklige Raufer in Paris: den Marquis von Pisani und den Marquis von Fontrailles. Pisani kann es nicht sein, denn dieser hat gestern um neun Uhr Abends an der Thür des Hôtels Rambouillet selbst von seinem Freunde Souscarrières einen Degenstich erhalten. Es ist demnach nöthig, daß Ihr Fontrailles überwacht."

„Ich werde ihn überwachen, Monseigneur, doch möge Ew. Eminenz mich noch weiter hören, denn das Außerordentlichste bleibt mir noch zu erzählen."

„Erzählt, erzählt, du Tremblay. Eure Erzählung erfüllt mich mit dem größten Interesse."

„Wohlan, Monseigneur, hier ist das Außerordentlichste. In dem Augenblicke, als ich im Anhören der Beichte begrif-

sen war, trat der Graf von Moret selbst in das Zimmer, wo ich mein Amt übte."

„Wie? Im Gasthofe „zum gefärbten Bart?"

„Ja wohl, Monseigneur, im Gasthofe „zum gefärbten Bart". Der Graf von Moret selbst trat, als baskischer Landedelmann verkleidet, ein, näherte sich dem Verwundeten und warf auf den Tisch, worauf derselbe lag, eine volle Geldbörse, indem er sagte: „Wirst Du geheilt, so lasse Dich in's Hôtel des Herzogs von Montmorency führen, stirbst Du aber, so habe keine Sorge um deine Seele; an Messen soll es ihr nicht fehlen."

„Die Absicht ist gut," sagte Richelieu, „indessen aber sagt meinem Arzte Chicot, er möge jenen armen Teufel besuchen. Es ist wichtig, daß er davonkommt. Und Ihr seid ganz sicher, daß der Graf von Moret Euch nicht erkannt hat?"

„Ja, Monseigneur, vollkommen sicher."

„Was konnte er verkleidet in dem Gasthofe zu thun haben?"

„Es wird uns vielleicht gelingen, es zu erfahren. Euer Eminenz würden nicht errathen, wem ich an der Ecke der Rue Du-Plâtre und der Rue de l'Homme Armé begegnet bin."

„Wem?"

„Verkleidet als Bäuerin der Pyrenäen."

„Sagt es gleich, du Tremblay; es wird spät und ich habe keine Zeit zum Rathen."

„Frau von Fargis."

„Frau von Fargis?" rief der Cardinal. „Und sie kam aus dem Gasthofe?"

„Das ist wahrscheinlich."

„Sie war als Catalonierin verkleidet, er als Baske. Das war ein Rendezvous."

„Auch ich habe mir das gesagt. Es gibt jedoch mehrere Arten von Rendezvous, Monseigneur. Die Dame ist galant und der junge Mann ist ein Sohn Heinrichs IV."

„Das ist kein Rendezvous aus Liebe, du Tremblay.

Der junge Mann kömmt aus Italien, er hat Piemont passirt. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß er Briefe für die Königin hatte, oder gar für die Königinnen. . . Ah! er mag sich in Acht nehmen," fügte Richelieu hinzu, indem sein Gesicht den Ausdruck der Drohung annahm, „ich habe bereits zwei Söhne Heinrichs IV. hinter Schloß und Riegel."

„Dies, Monseigneur, ist in Summa das Resultat dieses Abends und ich hielt es für wichtig genug, Euer Eminenz noch heute unterbreitet zu werden."

„Ihr habt Recht, du Tremblay; und Ihr sagt also, der junge Mann wohne bei dem Herzog von Montmorency?"

„Ja, Monseigneur."

„Der wäre auch Einer davon? Hm! Hat er schon vergessen, daß ich bereits einen Kopf, der diesen Namen trug, fallen machte? Er will Connetable werden wie sein Vater und Großvater. Er wäre es auch schon, ohne Crequi, der sich einbildet, der Titel komme ihm zu, weil er ein Fräulein von Lesdiguières geheiratet hat, als wenn ihn das befähigen könnte, den Degen Duguesclin's zu führen. Nun, er ist wenigstens ein Cavalier, ein treues Herz. Ich werde ihn kommen lassen; sein Connetable-Degen liegt unter den Mauern von Casale; er mag ihn dort holen. Ganz wie Ihr gesagt habt, du Tremblay, der Abend ist gut und ich will ihn vervollständigen."

„Haben Monseigneur mir noch irgend etwas zu empfehlen?"

„Ueberwacht, wie ich gesagt habe, das Hôtel „zum gefärbten Bart", aber nicht auffällig. Verliert Euren Verwundeten nicht aus den Augen, bis er begraben oder geheilt ist. Ich glaubte den Grafen von Moret mit einer Anderen beschäftigt, als der Fargis, welche ja ohnehin schon Cramail und Marillac zu Anbetern hat — aber, endlich, die Vorsehung existirt und, wie Ihr sagtet, du Tremblay, führt sie selbst diese Angelegenheit. Aber Ihr wißt auch, daß die Vorsehung nicht Alles allein thun kann."

„Und für solche Gelegenheit wurde das Sprichwort oder vielmehr der Grundsatz gemacht: Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen.“

„Ihr seid voll Scharfsinn, lieber du Tremblay, und ich wäre sehr unglücklich, wenn ich Euch nicht hätte. Auch lasset mich nur gewähren, bis ich den Papst von den Spaniern befreit habe, die er fürchtet, sowie von den Oesterreichern, die er verwünscht, und wir werden die Sache so einrichten, daß der erste rothe Hut, der von Rom ankömmt, das Maß Eures Kopfes hat.“

„Wäre er nicht nach der Größe meines Kopfes gemacht, so würde ich Monseigneur bitten, mir einen seiner alten Hüte zu geben, als Zeichen, daß ich, wie groß auch die Gunst sein möge, mit der mich Gott beglückt, mich doch nie für gleichgestellt mit Euer Eminenz, sondern als deren Diener und Knecht betrachten werde.“

Und die beiden Hände auf der Brust gekreuzt, empfahl sich Pater Joseph auf das Demüthigste.

An der Thür stieß er auf Cavois, welcher verschwand, um ihn hinauszulassen, wie er verschwunden war, um ihm Einlaß zu gönnen.

Kaum war die graue Eminenz hinaus, als er eintrat.

„Monseigneur,“ sagte er, „er ist da.“

„Souscarrières?“

„Ja, Monseigneur.“

„Er war also zu Hause?“

„Nein, aber sein Diener sagte mir, er müsse in einer Kneipe der Straße Villidot sein, wo er zu verweilen pflegt und auch wirklich zur Zeit sich befand.“

„Lasset ihn eintreten.“

Cavois blieb unbeweglich und mit gesenktem Augen stehen.

„Nun?“ fragte der Cardinal.

„Monseigneur, ich hätte eine Bitte.“

„Sprecht sie aus, Cavois. Ihr wißt, wie sehr ich Euch schätze und wie gern ich Euch angenehm sein möchte."

„Ich möchte nur wissen, ob es mir nach der Entfernung des Herrn Souscarrières erlaubt sein wird, für den Rest der Nacht nach Hause zu gehen. Seit unserer Rückkehr nach Paris, Monseigneur, habe ich mich bereits acht Tage, oder vielmehr Nächte, nicht zu Bette gelegt."

„Und Ihr seid des Wachens müde?"

„Nein, Monseigneur; aber Madame Cavois ist des Schlafens müde."

„Sie ist also noch immer verliebt?"

„Ja, Monseigneur; aber in ihren Mann."

„Ein schönes Beispiel, das unsere vornehmen Damen befolgen sollten. Cavois, Ihr werdet diese Nacht bei Eurer Frau zubringen."

„Ich danke, Monseigneur."

„Ich ermächtige Euch, sie zu holen."

„Madame Cavois zu holen?"

„Ja, und sie hierher zu bringen."

„Hierher, Monseigneur?

„Ich muß sie sprechen."

„Euer Eminenz wollten meine Frau sprechen?" rief Cavois auf's Höchste erstaunt.

„Ich will ihr ein Geschenk machen, um sie für die vergangenen Nächte zu entschädigen.

„Ein Geschenk?" sagte Cavois immer mehr erstaunt.

„Lasset Herrn Souscarrières eintreten, Cavois, und während ich mit ihm plaudere, holet Eure Frau."

„Aber, Monseigneur" sagte Cavois, „sie wird zu Bette sein."

„Laßt sie aufstehen."

„Sie wird nicht kommen wollen."

„Nehmt zwei Garden mit."

Cavois lachte.

„Wohlan, es sei, Monseigneur, ich will sie herbringen

aber ich benachrichtige Euch im Voraus, daß ihre Zunge ganz merkwürdig frei ist."

„Um so besser. Ich liebe diese Art von Zungen; sie sind sehr rar am Hofe, Cavois. Sie sagen Alles, was sie denken."

„Ist aber auch der Befehl, den mir Monseigneur gegeben, im Ernst gemeint?"

„Im tiefsten Ernst."

„Monseigneur, ich gehorche."

Cavois war noch immer nicht überzeugt, aber er grüßte und ging hinaus.

Der Cardinal benützte den Augenblick seiner Einsamkeit, um rasch die Tapete vor der Thürfüllung bei Seite zu schieben.

Auf demselben Platze, wohin er den Zettel mit der Frage gelegt, fand er die Antwort.

Sie war mit gleichem Lakonismus verfaßt, wie die Frage, und lautete:

„Der Graf von Moret ist der Geliebte der Frau von Montagne und Souscarrières der von Frau von Mougiron. — Der unglücklich Liebende — der Marquis von Pisani."

„Das ist erstaunlich," murmelte der Cardinal, indem er die Thür schloß. „Wie sich die Kettenringe schließen. Wahrhaftig, diesen Abend fange ich beinahe an, zu glauben wie dieser einfältige du Tremblay, es gebe eine Vorsehung."

In diesem Augenblicke öffnete der Kammerdiener Charpentier die Thür und meldete:

„Messire Peter von Bellegarde, Graf von Montbrun, Herr von Souscarrières."

XIII.

Worin Madame Cavois die Verbündete des Herrn Michel wird.

Der, welcher sich mit einem so pomphaften Aufwande von Titeln anmelden ließ, war — wie unsere Leser wissen, kein Anderer als unser Freund Souscarrières, dessen Porträt wir am Anfange dieses Bandes bereits gezeichnet haben.

Souscarrières trat auf sehr zuversichtliche Weise ein und grüßte Se. Eminenz mit einer Zwanglosigkeit, die man recht wohl Unverschämtheit nennen durfte.

Der Cardinal schien mit den Augen nach einem Gefolge zu suchen, das Souscarrières mit sich gebracht haben sollte.

„Entschuldigt mich, Monseigneur," sagte Souscarrières und streckte das eine Bein in eine galante Positur vor, indem er gleichzeitig den Arm, der seinen Hut trug, graziös bog, „aber Euer Eminenz scheinen etwas zu suchen?"

„Ich suche die Personen, die man zu gleicher Zeit mit Euch gemeldet hat, Herr Michel."

„Michel," wiederholte Souscarrières, den Erstaunten spielend. „Wer heißt denn Michel, Monseigneur?"

„Ei, Ihr selbst, mein lieber Herr, so glaub' ich."

„O, Monseigneur begehen einen schweren Irrthum, in dem ich Euch nicht gerne lassen möchte. Ich bin der anerkannte Sohn des Herrn Roger de St. Lary, Herzogs von Bellegarde, Oberststallmeisters von Frankreich. Mein erlauchter Vater lebt noch und man kann sich bei ihm erkundigen. Herr von Souscarrières bin ich in Folge eines Gutes, das ich erworben habe, und zum Marquis wurde ich durch die Frau Herzogin Nicole von Lothringen gemacht, bei Gelegenheit meiner Heirat mit dem edlen Fräulein Anna von Rogers."

„Mein lieber Herr Michel.“ begann abermals der Cardinal Richelieu, „erlaubt mir, Euch Eure Geschichte zu erzählen. Ich weiß sie besser als Ihr; lernet daraus.“

„Ich weiß,“ sagte Souscarrières, »daß große Männer, wie Ew. Eminenz, nach den Tagen der mühseligen Arbeit eine Stunde der Unterhaltung bedürfen. Glücklich Derjenige, welcher, wenngleich auf seine eigenen Kosten, einem so großen Genie diese Stunde der Zerstreuung verschaffen kann.“

Und entzückt über das Compliment, das er gefunden, verbeugte sich Souscarrières vor dem Cardinal.

„Ihr irrt Euch bedeutend, Herr Michel,“ fuhr der Cardinal fort, ihn beharrlich mit diesem Namen anredend. „Ich bin nicht müde, ich bedarf keiner Erholungsstunde und will auch diese Stunde nicht auf Eure Unkosten benützen. Da ich Euch jedoch einen Vorschlag zu machen habe, will ich Euch zuvor beweisen, daß ich nicht wie alle Welt durch Euere Titel und Namen gefoppt werde, sondern daß ich Euch denselben wegen Eurer persönlichen Vorzüge allein mache.

Und der Cardinal begleitete die letzten Worte mit jenem frischen Lächeln, das in Momenten guter Laune ihm eigen war.

„Ich höre, was Eure Eminenz mir zu sagen haben,“ sagte Souscarrières, ein wenig unbehaglich wegen der Wendung, die das Gespräch nahm.

„Ich fange also an, nicht wahr, lieber Herr Michel?“

Souscarrières verbeugte sich, wie Einer, der nicht den mindesten Widerstand leisten kann.

„Ihr kennt die Rue des Bourdonnais, nicht wahr, Herr Michel?“ fragte der Cardinal.

„Man müßte aus dem Cathay sein, Monseigneur, um sie nicht zu kennen.“

„Nun denn! Ihr kanntet aber auch in Eurer Jugend einen braven Pastetenbäcker, der ein Gasthaus hielt und Leute in Kost nahm. Dieser würdige Mann, welcher seine ausgezeichnete Küche hatte und bei dem ich sehr häufig speiste, als ich

noch Bischof von Luçon war, hieß Michel und hatte die Ehre, Euer Herr Vater zu sein."

„Ich glaube Eurer Eminenz bereits bemerkt zu haben, daß ich der anerkannte Sohn des Herrn Herzogs von Bellegarde bin," wiederholte mit etwas weniger Selbstbewußtsein Souscarrières.

„Nichts ist wahrer," erwiederte der Cardinal, „ich will Euch sogar sagen, auf welche Art diese Anerkennung zu Stande gekommen ist. Dieser würdige Kuchenbäcker hatte eine sehr hübsche Frau, welcher alle Herren, die in's Gasthaus kamen, den Hof machten. Eines schönen Tages fand sie sich in gesegneten Umständen und kam später mit einem Sohne nieder. Dieser Sohn waret Ihr, lieber Herr Michel; denn da Ihr in der Ehe und zu Lebzeiten Eures Herrn Vaters geboren wurdet, oder, wenn Ihr wollt, zu Lebzeiten des Gatten Eurer Frau Mutter, könnt Ihr auch keinen andern Namen führen, als den Eures Vaters und Eurer Frau Mutter. Nur die Könige, merkt Euch das wohl, Herr Michel, haben das Recht, uneheliche Kinder zu legitimiren."

„Teufel! Teufel!" murmelte Souscarrières.

„Doch kommen wir auf Eure Anerkennung. Nachdem Ihr ein hübsches Kind gewesen, wurdet Ihr auch ein hübscher junger Mann, geschickt in allen Leibesübungen, im Ballspiel ein zweiter d'Alichon, mit dem Degen vertraut wie Fontenay, und eine Karte verschwinden zu machen gewandt wie kein Anderer. Auf diesem Grade der Vollkommenheit angelangt, beschlosset Ihr, Eure Talente zum Begründen Eures Glückes zu verwenden, und um besagtes Glück zu beginnen, ginget Ihr nach England, wo Ihr in allen Arten von Spiel so glücklich ward, daß Ihr mit fünfmalhunderttausend Francs von dort zurückkamt. Ist es nicht so?"

„Bis auf einige hundert Pistolen, ja, Monseigneur."

„Damals erhieltet Ihr eines schönen Morgens den Besuch eines gewissen Lalande, welcher Ballspielmeister Sr. Majestät, unseres Herrn und Königs, gewesen war. Dieser

sagte Euch Folgendes oder ungefähr Folgendes. Ich will natürlich nur den Sinn seiner Rede sagen, nicht aber die Worte selbst:

„Bei Gott, Herr von Souscarrières, ah Pardon! ich vergaß schon wieder. Ich weiß nicht warum, aber Ihr habt stets einen solchen Widerwillen gegen den Namen Michel gehabt, welcher doch zu den wohlklingendsten gehört, daß Ihr mit dem ersten Gelde, welches Ihr hattet, für eintausend Pistolen eine Art altes Mauerwerk ankauftet, das halb in Ruinen lag, und in der Gegend Souscarrières hieß, was dann zur Folge hatte, daß Ihr Euch nicht Michel nanntet, sondern Souscarrières, dann Herr von Souscarrières. ... Verzeihet, daß ich all' dies in Parenthese anführte, aber ich halte es für nothwendig zum besseren Verständniß meiner Erzählung."

Souscarrières verneigte sich.

„Der kleine Lalande sprach also folgendermaßen:

„Bei Gott, Herr Souscarrières, Ihr habt eine hübsche Gestalt, Ihr besitzet Geist, Ihr seid geschickt und glücklich im Spiele und in der Liebe. Es fehlt Euch blos an — Geburt. Zwar weiß ich ganz gut, daß man sich nicht nach Belieben seinen Vater und seine Mutter wählen kann, denn sonst hätte Jedermann einen Pair von Frankreich zum Urheber seiner Tage und eine Herzogin zur Mutter; ist man jedoch reich, so gibt es immerhin Mittel, diese kleinen Unregelmäßigkeiten des Zufalls zu verbessern. — „Ich war nicht dabei, Herr Michel, aber ich denke mir, welche Augen Ihr bei dieser Kunde machtet. Lalande fuhr fort: „Versteht, Ihr braucht nur unter allen den großen Herren zu wählen, die Eurer Mutter den Hof gemacht haben, natürlich Einen, der wenig scrupulös ist, z. B. Herrn von Bellegarde. Die Zeit des großen Jubiläums rückt heran; Eure Mutter wird entzückt sein, aus Euch einen Edelmann zu machen, sie wird zum Herrn Herzog gehen, ihm sagen, Ihr gehörtet eigentlich ihm, und nicht dem Pastetenbäcker; ihr Gewissen könne es nicht über

sich bringen, in Euren Händen das Gut eines Mannes zu sehen, der nicht Euer Vater ist. Da er kein starkes Gedächtniß hat, wird er sich nicht einmal mehr erinnern, ob er ihr Liebhaber gewesen war oder nicht, und da die Anerkennung mit dreißigtausend Francs in Verbindung stehen muß, wird er Euch anerkennen. — Hat sich die Sache nicht so begeben?"

„Ungefähr so, Monseigneur, ich muß es gestehen. Nur Eine Sache haben Euer Eminenz vergessen."

„Welche? Sollte mein Gedächtniß mich getäuscht haben, obgleich es besser ist, als das des Herrn von Bellegarde, so bin ich bereit, meinen Fehler zu verbessern."

„Die Sache ist, daß ich außer den von Euer Eminenz erwähnten fünfmalhunderttausend Francs auch noch etwas Anderes aus England mitgebracht habe, nämlich die Erfindung von Tragsesseln, für die ich schon seit Jahren um das Privilegium in Frankreich sollicitire."

„Ihr irrt, lieber Herr Michel. Ich habe weder die Erfindung, noch die Bitte um ein Privilegium vergessen und ich habe Euch im Gegentheil holen lassen, um mit Euch hierüber zu sprechen. Aber jedes Ding, wenn seine Reihe kömmt. Die Ordnung, sagt ein Philosoph, ist die Hälfte des Genies. Und wir halten ja erst bei Eurer Heirat."

„Könnten wir uns nicht das Besprechen dieses Stoffes erlassen, Monseigneur?"

„Unmöglich, denn was würde in diesem Falle aus Eurem Marquistitel, da er Euch doch von der Herzogin Nicole von Lothringen bei Gelegenheit Eurer Heirat ertheilt wurde. Ueber Euch und jene ehrenwerthe Herzogin waren zu der Zeit eine Menge Gerüchte in Umlauf, die zu dementiren Ihr Euch wohl hütet, und als sie vor sechs Monaten starb, ließet Ihr ein gewisses Kind, das Ihr habt, Trauer anlegen. Da indessen Jedermann das Recht hat, seine Kinder nach seinem eigenen Geschmacke zu kleiden, will ich Euch in Bezug hierauf durchaus keine Vorwürfe machen."

„Monseigneur sind überaus gnädig,“ sagte Souscarrières.

„Wie dem auch sei, Ihr kehrtet aus Lothringen mit einem jungen Mädchen, Fräulein, Anna von Rogers, zurück, welche Ihr entführt hattet. Ihr gabt sie für die Tochter eines großen Herrn aus, sie war jedoch ganz einfach die Tochter der Herzogin. Bei Gelegenheit Eurer Heirat mit derselben, sagt Ihr, gab man Euch den Titel eines Marquis von Montbrun. Damit aber diese Promotion giltig sei, müßte es Herr Michel sein, der zum Marquis gemacht wurde, und nicht Herr von Bellegarde, denn als uneheliches Kind konntet Ihr nicht anerkannt werden und in Ermanglung des Rechtes, Euch Bellegarde zu nennen, konnte man Euch auch nicht unter diesem Namen zum Marquis machen, welcher weder der Eure ist, noch es jemals sein kann.“

„Monseigneur sind sehr hart gegen mich.“

„Ganz im Gegentheil, lieber Herr Michel; ich bin mild, wie Honig, und Ihr werdet es allsogleich sehen.

„Madame Michel, die nicht wußte, welches Glück ihr zu Theil geworden war, als Ihr sie heiraten durftet, Madame Michel ließ sich von Villaudry schön thun; Ihr wißt ja, Villaudry, der jüngere Bruder desjenigen, welchen Miossens getödtet hat. Ihr bekamt Wind von etwas und wolltet sie in den Canal von Souscarrières stürzen, aber Ihr hattet nicht genug Sicherheit und da Ihr im Grunde kein böser Mensch seid, wartetet Ihr, bis Ihr Eurer Sache ganz sicher sein würdet. Dies geschah durch ein Armband von Haaren, das sie Herrn von Villandry gab. Da Ihr nun diesesmal den vollen Beweis hattet, indem auch noch ein ganz von Eurer Frau geschriebener Brief in Euren Händen war, der Euch an Eurem Unglück nicht mehr zweifeln ließ, führtet Ihr sie in den Park und fordertet sie auf, zu Gott zu beten, indem Ihr zugleich Euren Dolch zoget. Diesmal war es nicht wie damals, als Ihr ihr gedroht hattet, sie in den Canal zu werfen, und sie sah, daß es jetzt durchaus nicht zum Lachen war, denn Ihr

führtet einen Stoß gegen sie, der aber glücklicherweise mit der Hand parirt wurde, was ihr nur zwei Finger kostete. Als Ihr jedoch ihr Blut sahet, hattet Ihr Mitleid und schenktet ihr das Leben, schicktet sie jedoch nach Lothringen zurück. Was Villaudry betrifft, beschlosset Ihr, eben weil Ihr gegen Eure Frau gnädig gewesen waret, gegen ihn unerbittlich zu sein und tratet, als er in der Messe war, von der Place Royale aus in die Kirche ein, gabt ihm eine Ohrfeige und zogt den Degen. Er aber wollte keine Kirchenschändung begehen und behielt den seinigen in der Scheide. In Wahrheit muß man freilich sagen, daß es ihm nicht sonderlich darum zu thun war, sich mit Euch zu schlagen und daß er sogar sagte: Ich würde ihn erdolchen, wenn ich einen begründeten Ruf des Muthes hätte, aber unglücklicherweise habe ich den nicht und das macht, daß ich mich schlagen muß. Und in der That forderte er Euch und als wäret Ihr wirklich der Sohn des Herrn von Bellegarde und hättet nicht mehr Gedächtniß, als er, schlugt Ihr Euch auf der Place Royale, eben dort, wo Bouteville und der Marquis von Beveron sich geschlagen hatten. Ich weiß, Ihr benahmt Euch wundervoll, Ihr acceptirtet alle Forderungen Eures Gegners und er kam mit sechs Degenstößen davon, die Ihr ihm mit der Spitze, und ebenso vielen Schlägen, die Ihr ihm mit der flachen Klinge gabet. Auch Bouteville hatte sich wundervoll benommen, was mich indessen keineswegs hinderte, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, und das hätte ich sicherlich auch bei Euch gethan, wäret Ihr, anstatt ganz einfach Herr Michel zu sein, thatsächlich Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun, Herr von Souscarrières gewesen, denn Ihr hattet noch Aergeres gethan, als Bouteville, — Ihr hattet in einer Kirche den Degen gezogen, wovon die Folge gewesen wäre, daß man Euch erst die Hand und hernach den Kopf abgehauen hätte. Ihr verstehet, lieber Herr Michel?"

„Ja, bei Gott, Monseigneur, ich verstehe," erwiederte Souscarrières, „und ich muß sagen, daß ich in meinem Le-

ben schon Gespräche hörte, die mir angenehmer waren, als das gegenwärtige."

„Und das umsomehr, weil Ihr noch nicht zu Ende seid. Ihr wurdet heute Abend wieder recitiv mit diesem armen Marquis von Pisani! Wahrhaftig, man muß ein eingefleischter Teufel sein, um sich mit einem solchen Polichinell zu schlagen."

„O, Monseigneur, ich habe mich nicht mit ihm geschlagen, sondern er mit mir."

„Der arme Marquis! War er denn nicht schon unglücklich genug, kein Entrée in der Rue de la Cerisaie zu haben, während Ihr und der Graf von Moret dasselbe hattet?"

„Wie, Monseigneur, Ihr wisset? . . ."

„Ich weiß, daß, wenn Euer Degen nicht die Spitze seines Höckers getroffen hätte und seine Rippen nicht so übereinandergeschoben wären, daß die Klinge an ihnen wie an einem Harnisch abgleiten mußte, er wie ein Käfer an die Mauer gespießt worden wäre. Ihr seid also ein gar schlimmer Kopf, lieber Herr Michel."

„Ich schwöre, Monseigneur, daß ich keinerlei Händel mit ihm gesucht habe; Voiture und Brancas werden es bezeugen; aber ich war sehr erhitzt, weil ich von der Rue de l'Homme Armé bis zur Rue du Louvre gelaufen war."

Bei der Erwähnung der Rue de l'Homme Armé öffnete Richelieu Augen und Ohren.

„Auch er war erhitzt," fuhr Souscarrières fort, „durch einen Streit, den er in einem Wirthshause gehabt hatte."

„Ja wohl," sagte Richelieu, welcher jetzt klar den Weg übersah, den ihm Souscarrières, ohne es zu ahnen, eröffnet hatte, „in dem Wirthshause „zum gefärbten Barte".

„Monseigneur!" rief Souscarrières erstaunt.

„Wohin er gegangen war," fuhr Richelieu fort — auf die Gefahr hin, irre zu gehen, aber in der Absicht, Alles zu erfahren — „wohin er gegangen war, um zu sehen, ob er

sich nicht durch die Hand eines gewissen Stephan Latil seines Rivals, des Grafen von Moret, entledigen könnte. Zum Glück fand er statt eines Sbirren einen ehrlichen Bravo, welcher es verweigerte, seine Hand in königliches Blut zu tauchen. Aber wißt Ihr wohl, mein lieber Herr Michel, daß in Eurem in der Kirche gezogenen Degen, in Eurem Duell mit Villandry, in Eurer Begünstigung der Ermordung des Stephan Latil und in Eurem Rencontre mit dem Marquis von Pisani genug Grund vorhanden ist, um Euch viermal den Kopf abschlagen zu lassen, aber natürlich nur, wenn Ihr als Edelmann zweiunddreißig Ahnen hättet und nicht ein Bürgerlicher wäret."

„Ach, Monseigneur," sagte Souscarrières sehr erschüttert, „ich weiß es und ich gestehe es laut, daß ich mein Leben einzig und allein der Großmuth Eurer Eminenz verdanke."

„Und Eurer Intelligenz, lieber Herr Michel."

„Ach, Monseigneur, wenn es mir ermöglicht würde, diese Intelligenz zur Verfügung Eurer Eminenz zu stellen," rief Souscarrières, zu den Füßen des Cardinals stürzend, „ich wäre der glücklichste der Menschen."

„Ich sage nicht nein, Gott behüte; denn ich brauche Männer, wie Ihr seid."

„Ja, Monseigneur, ergebene Männer; ich wage es auszusprechen."

„Welche ich hängen lassen kann an dem Tage, an welchem sie aufhören es zu sein."

Souscarrières fuhr zusammen.

„O, es wird unmöglich sein, daß ich so unglücklich bin, zu vergessen, was ich Eurer Eminenz schulde."

„Das ist Eure Sache, Herr Michel. Ihr habt Euer Glück in Eurer eigenen Hand, aber vergeßt nur auch nicht, daß ich das Ende des Strickes in der meinigen halte."

„Wenn nur Eure Eminenz geruhen wollten, mir zu sa-

gen, bei welcher Gelegenheit ich jene Intelligenz in Anwendung bringen soll, die Ihr mir zuzuschreiben so gütig seid."

„O, was das betrifft, recht gern."

„Ich bin ganz Ohr."

„Wohlan denn; nehmen wir an, ich gewährte Euch das Privilegium zu Eurer Erfindung."

„Das Privilegium auf Tragsessel?" rief Souscarrières, der das Glück in greifbarer Form vor sich sah, von dem der Cardinal gesagt hatte, er halte es in Händen, das er jedoch bisher nur im Traume zu sehen vermocht hatte.

„Nur die Hälfte," sagte der Cardinal; „nur die Hälfte; die andere Hälfte behalte ich mir für ein Geschenk vor, das ich machen will."

„Noch eine zweite Intelligenz, welche Monseigneur belohnen wollen?" wagte Souscarrières zu fragen.

„Nein, eine Ergebenheit; das ist seltener."

„Monseigneur sind Herr darüber. Mit der Hälfte des Privilegiums werde ich überreich beglückt sein."

„Es sei! Ihr habt also die Hälfte der Tragsessel für Paris; nehmen wir z. B. zweihundert."

„Ja, Monseigneur, nehmen wir zweihundert."

„Das macht in Summa vierhundert Sesselträger. Nun denn, Herr Michel, nehmen wir an, diese Träger wären intelligente Leute und paßten wohl auf, wohin ihre Kunden sich tragen ließen und was sie sagten, und sie notirten sich pünctlich deren ganzes Gehen und Kommen, Thun und Lassen. Nehmen wir ferner an, an der Spitze dieses Corps stände gleichfalls ein intelligenter Mann, welcher mir, aber auch nur mir allein, Berichte erstattet über Alles, was er sieht und hört, und was ihm rapportirt wird. Und endlich nehmen wir noch an, daß dieser Mann nur zwölftausend Livres Renten hätte, sich jedoch mit Leichtigkeit vierundzwanzigtausend machen könnte, dabei aber natürlich nicht den Namen Michel führen dürfte, sondern Herr Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun und Herr von Souscarrières hei-

ßen müßte . . . Ich würde ihm sagen: Mein lieber Freund, legt Euch so viele Namen bei, als Ihr nur wollt, je mehr, desto besser, und was die Namen anbelangt, die Ihr Euch bereits angeeignet habt, so vertheidiget Ihr sie gegen Jeden, der sie vielleicht reclamiren sollte, aber seid ganz ruhig, ich werde es nicht sein, der Euch deshalb das Mindeste in den Weg legt."

„Und das wäre Ernst, was mir da Monseigneur sagen?"

„Voller Ernst, mein lieber Herr Michel. Das Privilegium für die Hälfte der in Paris einzuführenden Tragsessel ist Euch verliehen und morgen soll Euch Euer Compagnon, der den Vertrag für seinen Theil schon unterschrieben haben wird, denselben zu gleichem Zwecke überbringen. Ist Euch das recht?"

„Und wird die Schrift auch die Verbindlichkeiten enthalten, die mir auferlegt sind?" fragte zögerad Souscarrières.

„Auf keinen Fall, lieber Herr Michel. Ihr begreift, daß die Sache ganz unter uns bleibt; es ist sogar von höchster Wichtigkeit, daß sie nicht ausposaunt werde. Teufel! wüßte man Euch auf meiner Seite, so wäre Alles gefehlt. Es schadet sogar nicht das Geringste, wenn man glaubt, Ihr wäret für Monsieur oder für die Königin; hierzu wird es Euch genügen, zu sagen, ich wäre ein Tyrann, ich verfolge die Königin, und Ihr begreifet nicht, wie König Ludwig XIII. unter einem so harten Joch, wie das meinige, leben könne."

„Aber ich werde niemals derartige Sachen sagen können!" rief Souscarrières.

„Schon gut; wenn Ihr Euch etwas Gewalt anthut, werdet Ihr sehen, daß das von selbst geht. Wir sind also nun im Reinen. Eure Sessel werden in Mode kommen, Ihr werdet Opposition machen, Ihr werdet den ganzen Hof haben, man wird nirgends mehr hingehen ohne Tragsessel, be-

sonders wenn diese für zwei Personen berechnet sind und recht dichte Vorhänge haben."

„Monseigneur haben mir Niemand besonders zu empfehlen?"

„O doch. Ich empfehle Euch namentlich folgende Damen: die Frau Prinzeß zuvörderst, dann Madame Marie von Gonzaga, die Herzogin von Chevreuse, Frau von Fargis; ferner von den Herren: den Grafen von Moret, Herrn von Montmorency, den Herzog von Chevreuse, den Grafen Cramail. Ich spreche nicht vom Marquis von Pisani; er kann mich, Dank Eurer Geschicklichkeit, einige Tage lang nicht beunruhigen."

„Monseigneur können beruhigt sein. Und wann soll ich meine Kundschafterdienste beginnen?"

„So bald als möglich. In acht Tagen kann die ganze Sache im Zuge sein, natürlich, wenn Euch das Anlagecapital nicht fehlt."

„Nein, Monseigneur. Uebrigens wenn es mir auch fehlte, bei einer solchen Gelegenheit fände ich es gewiß."

„In diesem Falle braucht Ihr nicht zu suchen, sondern Euch nur direct an mich selbst zu wenden."

„An Euch, Monseigneur?"

„Ja. Habe ich nicht ein Interesse an der Sache? Doch da ist Cavois, der, wie es scheint, mir etwas zu sagen hat. Er ist es, der Euch morgen das kleine Papier zum Unterzeichnen bringt, und da er alle die Bedingungen desselben kennen wird, selbst die, welche unter uns bleiben, so würde auch er es sein, der sie Euch im Falle einer Vergeßlichkeit in's Gedächtniß zurückzurufen käme, aber ich glaube gewiß zu sein, daß Ihr nichts vergessen werdet. Tritt ein, Cavois, tritt ein. Du siehst diesen Herrn, nicht wahr?"

„Ja, Monseigneur," sagte Cavois, der dem Befehle des Cardinals gehorcht hatte.

„Gut. Er ist einer meiner Freunde. Aber er gehört zu Jenen, die mich nur zwischen zehn Uhr Abends und zwei

Uhr Morgens besuchen. Für mich, aber nur für mich allein, heißt er Michel, für alle Uebrigen ist es Herr Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun, Herr von Souscarrières. — Auf Wiedersehen, lieber Herr Michel."

Souscarrières verneigte sich bis auf die Erde und entfernte sich, kaum an sein Glück glaubend und fast unklar darüber, ob der Cardinal mit ihm ernstlich gesprochen oder sich blos über ihn lustig gemacht hatte.

Da er aber wußte, daß der Cardinal stets sehr beschäftigt war, begriff er endlich doch, derselbe habe nicht die Zeit, über ihn zu spotten und habe daher aller Wahrscheinlichkeit nach in vollem Ernste gesprochen.

Was den Cardinal anbelangt, so hatte er das Bewußtsein, seine Macht durch die Recrutirung eines mächtigen Alliirten verstärkt zu haben; seine gute Laune war also zurückgekehrt und er rief mit seiner freundlichsten Stimme:

„Madame Savois! Madame Savois, kommet doch herein!"

XIV.

Worin der Cardinal sein Schachbrett klar zu übersehen beginnt.

Kaum war dieser Ruf erschallt, als eine kleine Frau von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren eintrat. Sie war munter, beweglich, das Näschen in der Luft und es schien durchaus nicht, als sei sie durch den Cardinal eingeschüchtert.

„Ihr habt mich gerufen, Monseigneur," sagte sie, das Wort zuerst ergreifend und mit sehr ausgesprochenem Languedoc'schen Accent. „Hier bin ich."

„Gut; und Savois sagte, Ihr würdet vielleicht nicht kommen wollen."

„Ich nicht kommen, wenn Ihr mir die Ehre anthut, mich rufen zu lassen? Eher wäre ich gekommen, wenn mich auch Euer Eminenz gar nicht hätte holen lassen."

„Madame Cavois! Madame Cavois!" sagte der Gardecapitän mit einem Versuche, die Stimme zu erheben.

„Madame Cavois, so viel Du willst! Monseigneur läßt mich für Dies oder Jenes kommen. Will er mit mir sprechen, so möge er sprechen; will er, daß ich zu ihm spreche, so werde ich zu ihm sprechen."

„Ich will Beides, Madame Cavois," sagte der Cardinal, indem er seinem Gardecapitän winkte, sich nicht in das Gespräch zu mischen.

„Ah, Monseigneur brauchen ihm kein Stillschweigen aufzuerlegen. Es wird genügen, daß ich ihn schweigen heiße, und er wird schweigen, oder sollte er sich zufällig einmal den Anschein geben wollen, als sei er der Herr?"

„Monseigneur werden sie entschuldigen," sagte Cavois; „sie ist nicht vom Hofe und . . . ."

„Wie? Monseigneur soll mich entschuldigen? Das machst Du wahrhaft nicht übel, Cavois! Monseigneur hat sich bei mir zu entschuldigen."

„Wie?" sagte der Cardinal lachend, „ich habe mich zu entschuldigen?"

„Gewiß. Oder ist es etwa christlich gehandelt, wenn man Leute, die sich lieben, ewig getrennt hält?"

„Ah, ah! Ihr betet also Euren Gatten an?"

„Wie sollte ich nicht? Wißt Ihr, wie ich ihn kennengelernt habe, Monseigneur?"

„Nein, aber saget mir das, Madame Cavois, das interessirt mich ungeheuer."

„Mireille, Mireille!" sagte Cavois, indem er versuchte, seine Frau zur Ordnung zu rufen.

„Cavois, Cavois!" sagte der Cardinal, den Accent seines Gardecapitäns nachahmend.

„Nun denn, wißt Ihr, ich bin die Tochter eines

Edelmannes aus Languedoc, während Cavois der Sohn eines Krautjunkers aus der Picardie ist."

Cavois machte eine Bewegung.

„Das will nicht sagen, daß ich Dich verachte, Louis. Mein Vater hieß De Serignan. Er war General-Major in Catalonien, nicht mehr nicht minder. Ganz jung wurde ich schon die Witwe eines gewissen Lacroix; ich war kinderlos und hübsch, dessen darf ich mich rühmen."

„Ihr seid es noch immer, Madame Cavois," sagte der Cardinal.

„Ach, mein Gott ja! Ich war damals 16 Jahre und heute bin ich 26 und habe acht Kinder, Monseigneur."

„Wie? Acht Kinder? Unglücklicher, und Du beklagst Dich noch, daß ich Dich hindere, viel zu Hause zu sein?"

„Wie, Du hast Dich darüber beklagt, mein kleiner Cavois?" rief Mireille. „O Du liebes Männchen, laß Dich umarmen."

Und ohne sich an die Anwesenheit des Cardinals zu kehren, sprang sie ihrem Manne an den Hals und küßte ihn.

„Madame Cavois, Madame Cavois!" rief der Capitän der Garde zitternd, während der Cardinal, nunmehr im vollen Besitz seiner guten Laune, herzlich lachte.

„Ich fahre fort, Monseigneur," sagte Madame Cavois, nachdem sie ihren Mann nach Herzenslust abgeküßt hatte. „Er war zu jener Zeit bei Herrn von Montmorency, und da war es denn nicht zu verwundern, daß er, obschon Picarde, dennoch nach Languedoc kam. Da sieht er mich und ist flugs in mich verliebt. Weil er jedoch nicht sehr reich war und ich etwas Vermögen hatte, so wagte der Einfaltspinsel nicht, sich zu erklären. Durch diesen Liebeshandel aber geräth er in einen Raufhandel und im Begriffe, sich Tags darauf zu schlagen, geht er zu einem Notar, macht sein Testament zu meinen Gunsten und gibt mir — was? Alles, was er bei Leib und Seele besitzt, nicht mehr, nicht minder, — mir, die nicht einmal wußte, daß er mich liebte. Da sehe ich denn plötzlich

die Frau des Notars, meine Freundin, zu mir eintreten, die mir sagt: „Ihr wißt es doch schon, wenn Herr Cavois stirbt, beerbt Ihr ihn?“ — „Herr Cavois? Ich kenne ihn nicht.“ — „O,“ erwiederte die Frau des Notars, „ein hübscher Junge,“ denn er war ein hübscher Junge zu jener Zeit, Monseigneur; seitdem hat er etwas abgenommen; aber das macht nichts, ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Nicht wahr, Cavois?“

„Monseigneur,“ sagte Cavois in flehentlichem Tone, „nicht wahr, Ihr entschuldigt sie?“

„Was meint Ihr, Madame Cavois,“ sagte Richelieu, „wenn wir diesen Plärrer vor die Thür setzten?“

„O nein, Monseigneur. Ich sehe ihn nicht oft genug, um das thun zu können. Das hat mir also die Frau erzählt. Er liebt mich daher wie ein Narr, er schlägt sich Tags darauf für mich, und wenn er stirbt, gehört sein Hab und Gut mir. Das rührt mich, wie Ihr begreifen werdet; ich erzähle das meinem Vater, meinen Brüdern, allen meinen Freunden. Ich lasse am frühen Morgen Alle zu Pferde steigen und die Gegend durchsuchen, um Cavois und seinen Gegner an dem Rencontre zu hindern. Sie kommen an, als er seinem Gegner bereits zwei Degenstiche gegeben hatte, und bringen mir ihn frisch und gesund nach Hause. Ich springe ihm an den Hals und sage: „Wenn Ihr mich liebt, müßt Ihr mich heiraten; es ist schlecht, wenn man hungrig bleibt“ . . . und er hat mich geheiratet.“

„Und er ist nicht hungrig geblieben, wie es scheint,“ sagte der Cardinal.

„Nein, denn, seht Ihr, Monseigneur, es gibt keinen glücklicheren Mann, als dieser Spitzbube da ist. Ich versehe alle häuslichen Geschäfte, er hat nichts zu thun, als seinen Dienst bei Euer Eminenz, was ein Amt für einen Faulpelz ist. Wenn er nach Hause kömmt — unglücklicherweise ist es sehr selten — liebkose ich ihn — mein kleiner Cavois hier — mein kleines Männchen dort. Ich mache mich so hübsch als möglich, um ihm zu gefallen; in seiner Gegenwart wird

von nichts Aergerlichem gesprochen, da gibt es kein Geschrei, keine Klagen, kurz es ist, als hätte gar kein böser Geist die Hand im Spiele.

„Was ich aus alle dem ersehe, ist, daß Ihr Meister Savois mehr liebet, als die ganze übrige Welt."

„O ja, Monseigneur."

„Mehr als den König?"

„Ich wünsche dem König alles mögliche Glück; aber wenn der König stürbe, stürbe ich nicht mit; wenn aber mein armer Savois umkäme, könnte ich mir nichts Besseres wünschen, als mit ihm zu gehen."

„Mehr als die Königin?"

„Ich verehre Ihre Majestät, aber ich finde, daß sie für eine Königin von Frankreich nicht genug Kinder hat; wenn ihr zum Unglück etwas zustieße, wären wir in der größten Verlegenheit. Deshalb bin ich ihr böse."

„Mehr als mich?"

„Ich glaube wohl, Monseigneur. Ihr machet mir nichts als Plage, indem Ihr bald krank seid, bald mich von ihm entfernt, bald ihn in den Krieg fortführet, wie Ihr es fast ein Jahr lang bei La Rochelle thatet, während er mir nichts als Vergnügen macht."

„Aber endlich," sagte Richelieu, „wenn der König stürbe, wenn die Königin stürbe, wenn ich stürbe, wenn alle Welt stürbe, was thätet Ihr Zwei dann ganz allein?"

Madame Savois brach in ein Gelächter aus und schaute ihren Gatten an.

„Nun," sagte sie, „wir würden —"

„Was würdet Ihr denn thun?"

„Wir würden thun, was Adam und Eva thaten, als sie auch allein waren."

Der Cardinal stimmte in ihr Lachen ein.

„Also," sagte er, „acht Kinder sind im Hause?"

„Entschuldiget Monseigneur, nur noch sechs. Es hat dem Herrn gefallen, uns zwei wieder zu nehmen."

„O, er wird sie Euch zurückgeben, ich weiß es gewiß.“

„Ich will es hoffen; Du auch, nicht wahr, Cavois?“

„Da muß man dann wohl für die Existenz dieser armen Kleinen sorgen!“

„Gott sei Dank, Monseigneur, sie leiden keine Noth.“

„Ja, aber wenn ich sterbe, thäten sie es.“

„Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück,“ riefen die beiden Gatten.

„Ich hoffe, er wird Euch davor bewahren und mich auch. Indessen muß man sich für Alles vorsehen. Madame Cavois, ich gebe Euch in Compagnie mit Herrn Michel, genannt Peter von Bellegarde, Marquis von Montbrun, Herr von Souscarrières, das Privilegium auf Tragsessel für ganz Paris.“

„Ah, Monseigneur!“

„Und nun, Cavois,“ fuhr Richelieu fort, „führet Eure Frau weg, und daß Sie mit Euch zufrieden sei, sonst gebe ich Euch acht Tage Arrest in ihrem Schlafzimmer.“

„O, Monseigneur,“ riefen beiden Gatten, indem sie sich ihm zu Füßen warfen und ihm die Hände küßten.

Der Cardinal streckte beide Hände über sie aus.

„Was zum Teufel murmelt Ihr denn da, Monseigneur?“ fragte Madame Cavois, welche nicht Latein verstand.

„Die schönsten Worte des Evangeliums, deren practische Ausübung aber leider den Cardinälen verboten ist.“

Beide verließen hierauf das Cabinet, in welchem binnen zwei Stunden so viele Dinge vorgegangen waren.

Allein geblieben nahm das Gesicht des Cardinals seinen gewöhnlichen Ernst wieder an.

„Sehen wir einmal,“ sagte er, „wiederholen wir uns die Ereignisse des Abends.“ Und er nahm einen Bleistift und schrieb in seine Schreibtafel:

„5. December 1628.

„Der Graf von Moret vor acht Tagen aus Savoyen angekommen, verliebt in Frau von la Montagne. Rendezvous mit der Fargis im Hôtel „zum gefärbten Barte“, er als Maske verkleidet, sie als Catalonierin, aller Wahrscheinlichkeit nach mit Briefen für die beiden Königinnen von Carl Emanuel betraut.

„Ermordung des Stephan Latil wegen Verweigerung der Ermordung des Grafen von Moret; Pisani, von Frau von Maugiron zurückgewiesen, durch Souscarrières verwundet, durch seinen Höcker gerettet.

„Souscarrières, privilegirt zur Einführung von Tragsesseln und Chef meiner weltlichen Polizei als Seitenstück zu du Tremblay, dem Haupte der geistlichen Polizei.

„Die Königin unter Vorwand von Migräne abwesend vom Ballet.

„Was gibt es denn noch?“

Und er suchte in seinem Gedächtnisse.

„Ah,“ sagte er plötzlich; „und dieser Brief, der aus dem Portefeuille des königlichen Arztes gestohlen und durch den Kammerdiener an du Tremblay verkauft worden ist; sehen wir einmal, was darin steht, da ja doch Rossignol den Schlüssel zu den Chiffern gefunden hat,“ — und er rief: „Rossignol! Rossignol!“

Das Männchen mit der Brille erschien.

„Den Brief und die Chiffern,“ sagte der Cardinal.

„Hier, Monseigneur!“

Der Cardinal nahm Beides.

„Es ist gut,“ sagte er, „auf morgen also; und wenn ich mit der Uebertragung zufrieden bin, werdet Ihr einen Bon auf vierzig statt auf zwanzig Pistolen zu schreiben haben.“

„Ich hoffe, Euer Eminenz werden zufrieden sein.“

Rossignol entfernte sich; der Cardinal öffnete den Brief und las ihn.

Hier ist der wörtliche Inhalt desselben:

„Wenn Jupiter vom Olymp vertrieben ist, kann er sich nach Creta flüchten. Minos wird ihm mit größtem Vergnügen Gastfreundschaft gewähren. Aber die Gesundheit Kephalos kann nicht andauern; warum sollte man im Falle des Todes nicht Prokris mit Jupiter verheiraten? Das Gerücht geht um, daß das Orakel sich der Prokris entledigen will, um Venus mit Kephalos zu verheiraten. In der Erwartung, daß Jupiter fortfahren werde, Hebe den Hof zu machen, und wegen dieser Leidenschaft die größte Mißhelligkeit mit Juno vorzuspiegeln, ist es wichtig, daß, so fein es auch ist, oder vielmehr sich glaubt, das Orakel sich irre, indem es Jupiter für verliebt in Hebe hält.

„Minos."

„Jetzt," sagte der Cardinal, „sehen wir die Chiffern."

Die Chiffern waren, wie wir gesagt haben, nicht aus Buchstaben gebildet, sondern so, wie wir sie unseren Lesern vorlegen:

Kephalos ..... Der König.
Prokris ...... Die Königin.
Jupiter ...... Monsieur.
Juno .... Maria von Medicis.
Der Olymp.... Der Louvre.
Das Orakel ... Der Cardinal.
Venus .... Frau Combalet.
Hebe .... Maria von Gonzaga.
Minos .... Carl IV., Herzog von Lothringen.
Creta .... Lothringen.

Wurden die wirklichen Namen den falschen substituirt, so gaben sie die folgende Depesche, deren Wichtigkeit Rossignol, wie man sehen wird, nicht überschätzt hatte.

„Wenn Monsieur aus dem Louvre vertrieben wird, kann er sich nach Lothringen flüchten; der Herzog Carl IV.

wird ihm mit größtem Vergnügen Gastfreundschaft anbieten, aber die Gesundheit des Königs kann nicht dauernd sein. Warum sollte man im Falle des Todes nicht die Königin mit Monsieur verheiraten? Das Gerücht geht um, der Cardinal wolle Frau von Combalet an den König verheiraten. In der Erwartung, daß Monsieur fortfahren wird, Maria von Gonzaga den Hof zu machen und wegen dieser Leidenschaft die größte Mißhelligkeit mit Maria von Medicis vorzuspiegeln, ist es wichtig, daß, so fein er auch sei oder zu sein glaubt, der Cardinal sich täusche, indem er Monsieur in Maria von Gonzaga verliebt wähnt.

„Carl IV."

Richelieu las die Depesche ein zweites Mal durch; dann sagte er mit dem Lächeln eines triumphirenden Spielers:

„Es geht; ich beginne mein Schachbrett deutlich zu überblicken!"

XV.

Europa im Jahre 1628.

Zu dem Puncte gelangt, auf welchem wir uns jetzt befinden, glauben wir, daß es nicht übel wäre, wenn der Leser, gleich dem Cardinal, eine Uebersicht seines Schachbrettes gewänne.

Das fiat lux wird uns nach zweihundertsiebenunddreißig Jahren leichter werden, als dem Cardinal, der von tausend verschiedenen Complotten umgeben war, aus einer Verschwörung in die andere fiel, sich aus einer Schlinge nur frei machte, um in eine andere zu gerathen, stets einen Schleier zwischen sich und den Horizonten ausgebreitet fand, die er überblicken mußte, und der aus den Irrlichtern, welche über den Interessen jedes Einzelnen tanzten, ein Alles erhellendes Licht zu bilden gezwungen war.

Wenn dieses Buch einfach nur eines von jenen Werken wäre, die man auf der Tafel eines Salons zwischen die Keapsakes und die Album legt, damit die Besucher die Kupferstiche bewundern, oder die dazu bestimmt sind, nachdem sie die Boudoirs unterhalten haben, in den Vorzimmern Lachen oder Weinen zu erregen, dann würden wir über gewisse Einzelheiten hinweggehen, welche frivole oder flüchtige Geister langweilig nennen können; aber da wir Anspruch darauf machen, daß unsere Bücher, wenn auch nicht während unseres Lebens, doch wenigstens nach unserem Tode, einen Platz in den Bibliotheken erhalten, erbitten wir von unseren Lesern die Erlaubniß, ihnen zu Anfang dieses Capitels eine Uebersicht von der Lage Europas vorzulegen, eine Uebersicht, welche als Vorbereitung zu unserem zweiten Theile nothwendig ist und welche durch die Rückblicke auch zum Verständniß des ersten nicht überflüssig sein wird.

Seit den letzten Jahren der Regierung Heinrichs IV. und seit den ersten der Regierung des Ministers Richelieu hatte Frankreich nicht nur einen Rang unter den Großmächten eingenommen, sondern es war auch der Punct geworden, auf den sich alle Blicke richteten und, durch seine Intelligenz schon an der Spitze der anderen Königreiche Europas, stand es am Vorabend, diesen Platz auch als materielle Macht einzunehmen.

Sagen wir nun in einigen Zeilen, wie die Lage des übrigen Europa war.

Beginnen wir mit dem großen religiösen Mittelpuncte, der seine Strahlen zugleich auf Oesterreich, Spanien und Frankreich warf; beginnen wir mit Rom.

Der, welcher weltlich über Rom, geistig über die ganze katholische Welt herrschte, war ein kleiner mürrischer Greis, sechzig Jahre alt, Florentiner und geizig wie alle Florentiner, vor Allem Italiener, vor Allem Fürst, ganz besonders aber vor Allem Onkel. Er dachte daran, Stücke Land für den heiligen Stuhl und Reichthümer für seine Neffen zu erringen.

von denen drei Cardinäle waren: Franz und die beiden Anton, und für den vierten, Thaddäus, General der päpstlichen Truppen. Um die Anforderungen dieses Nepotismus zu befriedigen, wurde Rom der Plünderung preisgegeben.

„Was die Barbaren nicht thaten," sagt Morforio, dieser Cato der Censor für die Päpste, „das thaten die Barberini." — In der That hat Mattero Barberini, zum Papst unter dem Namen Urban VIII. erhoben, mit dem Patrimonium des heiligen Petrus das Herzogthum vereinigt, dessen Namen er trug. Unter ihm blühte die Gesellschaft Jesu und die Propaganda, begründet durch den Neffen Gregors XV., Monsignor Ludoviso, und unter dem Namen und der Fahne Ignaz Loyola die Polizei des Weltalls durch die Gesellschaft Jesu organisirend, sowie dessen Eroberung durch die Propaganda. Daraus entsprangen jene Heere von Predigern, welche zärtlich für die Chinesen und grausam für Europa waren. Für den Augenblick suchte Urban VIII., ohne sich persönlich voranstellen zu wollen, die Spanier in ihrem Herzogthume Mailand zurückzuhalten und die Oesterreicher zu verhindern, die Alpen zu überschreiten. Er trieb Frankreich an, Mantua zu unterstützen und Casale, welches belagert wurde, zu entsetzen; aber er weigerte sich, ihm dabei mit einem einzigen Mann oder mit einem einzigen Bajocco Hilfe zu leisten. In seinen freien Augenblicken verbesserte er die geistlichen Lobgesänge, oder er dichtete anacreontische Lieder.

Seit 1624 hat Richelieu ihn gemessen und über seinen Kopf hinweg die Nichtigkeit Roms erkannt und jene zitternde Politik gewürdigt, welche ihren religiösen Zauber bereits verloren hatte und die geringe ihr noch bleibende materielle Macht bald von Oesterreich entlehnte, bald von Spanien.

Seit dem Tode Philipps II. verbirgt Spanien seinen Verfall durch große Worte und ein vornehmes Wesen. Es hat zum König Philipp IV., den Bruder Annas von Oesterreich, eine Art Müßiggänger-Monarch, der unter seinem Mi-

nister, dem Grafen von Olivarez, ebenso regiert, wie Ludwig XIII. unter dem Cardinal Herzog von Richelieu. Nur ist der französische Minister ein Mann von Genie, der spanische aber ein politischer Wagehals. Von seinem Westindien, welches unter den Regierungen Carls V. und Philipps II. Ströme von Gold ergoß, bezieht Philipp IV. kaum fünfmalhunderttausend Thaler. Hein, der Admiral der vereinigten Niederlande, hat soeben in dem Golf von Mexiko Schiffe in Grund gebohrt, welche an Bord Goldbarren führten, deren Werth man auf mehr als zwölf Millionen schätzte.

Spanien ist so außer Athem, daß der kleine Savoyardenherzog, der bucklige Carl Emanuel, den man spottend den Fürsten der Murmelthiere nennt, schon zweimal in seiner Hand das Geschick dieses hochtrabenden Reiches hielt, von dem Carl V. rühmte, daß die Sonne in demselben nie unterginge. Gegenwärtig ist es nicht einmal mehr Cassirer Ferdinands II., dem es erklärt, daß es ihm kein Geld mehr geben kann. Die Scheiterhaufen Philipps II., des Königs der Flammen, haben das Menschenmark ausgetrocknet, welches während der vorhergehenden Jahrhunderte überreich vorhanden war, und Philipp III. hat durch die Vertreibung der Mauren die fremden Keime ausgerottet, durch die es wieder aufleben konnte. Einmal war Spanien gezwungen, sich mit Räubern zu verständigen, um Venedig niederzubrennen. Sein großer Feldherr ist Spinola, ein italienischer Condottieri, sein Gesandter ein flamändischer Maler, Rubens.

Deutschland ist seit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges, das heißt seit 1618, ein Menschenmarkt. Im Osten, im Norden, im Westen und in dem Mittelpuncte sind drei oder vier Werbestellen errichtet, an denen man Menschenfleisch verkauft. Jeder Verzweifelnde, der sich nicht selbst umbringen oder Mönch werden will, was im Mittelalter Selbstmord war, braucht nur über den Rhein, die Weichsel oder die Donau zu gehen und er findet Gelegenheit, sich zu verkaufen, aus welchem Lande er auch sei.

Der Markt im Osten wird durch den alten Bethlen Gabor gehalten, der sterben wird, nachdem er in zweiundvierzig Schlachten gefochten hat, sich König nennen ließ und die militärischen Verkleidungen erfand: die Bärenmützen und die hängenden Aermel der Husaren, durch die man sich gegenseitig Furcht einzuflößen sucht; seine Armee ist die Schule, aus welcher die leichte Cavallerie hervorging. Was verspricht er seinen Angeworbenen? Keinen Sold und keine Lebensmittel, denn es ist ihre Sache, zu essen und sich zu bereichern, wie sie können Er gibt ihnen den Krieg ohne Gesetze: die Unendlichkeit des Zufalles!

Im Norden wird der Markt von Gustav Adolf gehalten, dem guten, dem lustigen Gustav Adolf, der, ganz im Gegensatz zu Bethlen Gabor, die Plünderer hängen läßt; den berühmten Feldherrn, den Schüler des Franzosen Lagardie, und der soeben durch seine Siege über Polen die Festungen Lithauens und Polnisch-Preußens eingenommen hat. Er ist im Augenblick beschäftigt, sich mit den Protestanten Deutschlands gegen den Kaiser Ferdinand II. zu verbünden, den Todfeind der Protestanten, gegen die er das Restitutions-Edict erlassen hat, welches als Muster für das Edict von Nantes dienen könnte, welches Ludwig XIV. fünfzig Jahre später erlassen wird.

Gustav Adolf ist der Herr seiner Zeit; wir sprechen von ihm in militärischer Beziehung; er ist der Schöpfer des modernen Krieges; er hat weder das grämliche Genie Coligni's, noch den Ernst Wilhelms des Schweigsamen, noch die wilde Schärfe eines Moriz von Nassau; seine Heiterkeit ist unwandelbar und das Lächeln umspielt seine Lippen selbst mitten in der Schlacht. Sechs Fuß hoch und im Verhältniß wohlbeleibt, bedurfte er ungeheuer großer Pferde. Seine Dickleibigkeit war ihm zuweilen im Wege, aber sie leistete ihm auch zuweilen Dienste: eine Kugel, welche Spinola, den magern Genuesen, getödtet haben würde, drang in sein Fett

ein, welches sich über ihr schloß und man hörte nicht wieder von ihr sprechen.

Den Markt des Westens hielt Holland, welches unter sich uneinig war. Es hatte zwei Köpfe: Barnevelt und Moriz, und es schlug sie ab. Barnevelt, Freund der Freiheit, besonders aber des Friedens, Oberhaupt der Partei der Provinzen, Anhänger der Decentralisation und folglich der Schwäche, Gesandter bei Elisabeth, bei Heinrich IV. und bei Jacob I., hatte durch den Letztern den vereinigten Staaten Briel, Flessingen und Ramekens zurückgeben lassen und starb als Ketzer und Verräther auf dem Schaffot.

Moriz, der Holland zehnmal gerettet, aber Barnevelt getödtet hatte, und der durch diesen Mord seine Popularität verlor, hielt sich für geliebt, wurde aber gehaßt. Eines Morgens ging er in Gorkum über den Markt und grüßte lächelnd das Volk. Er glaubte, daß nach diesem Gruße das Volk freudig den Hut in die Luft werfen und rufen würde: „Es lebe Nassau!" — aber das Volk blieb stumm und behielt den Hut auf dem Kopfe. Von diesem Augenblicke an tödtete ihn seine Unpopularität; der unermüdliche Wacher, der gegen die Gefahr fühllose Feldherr, der Mann mit dem festen Schlafe, mit der Wohlbeleibtheit, magerte ab, schlief nicht mehr und starb. Sein jüngerer Bruder, Friedrich Heinrich, folgte ihm und nahm als Theil der Erbschaft den Menschenmarkt wieder auf: Kleines Werbebureau, wenig Angeworbene, aber gewählt, gut bekleidet und verpflegt, regelmäßig bezahlt, führten sie einen ganz strategischen Krieg auf den Dämmen der Sümpfe und waren im Stande, um ein elendes Nest wissenschaftlich zu belagern, zwei Jahre lang bis an die Knie im Wasser zu stehen. Die braven Leute schonten sich, aber die sparsame Regierung Hollands schonte sie noch mehr, wie sie sich selbst. Denen, welche sich dem Feuer der Kanonen und der Musketen aussetzten, riefen die Führer zu: „He da! dort unten! Laßt Euch nicht tödten! Jeder von Euch vertritt für uns ein Capital von dreitausend Francs."

Aber der Hauptmarkt ist weder im Osten, noch im Norden, noch im Westen: er ist im Mittelpuncte Deutschlands selbst; er wird von einem Manne zweifelhaften Stammes gehalten, von einem Führer der Plünderer und Banditen, aus dem Schiller einen Helden gemacht hat. Ist er Slave oder Deutscher? Sein runder Kopf und seine blauen Augen sagen: Ich bin ein Slave. Sein röthlich-blondes Haar sagt: Ich bin ein Deutscher. Sein olivenfarbiges Gesicht sagt: Ich bin ein Böhme.

In der That ist dieser magere Soldat, dieser Feldherr mit dem finstern Gesicht, der Wallenstein unterzeichnet, in Prag geboren; er ist unter Trümmern, unter Brandstiftung und Gemetzel geboren und besitzt daher auch weder Treue noch Glauben. Und dennoch hat er einen Glauben oder vielmehr drei: er glaubt an die Sterne, an den Zufall, an das Geld. Er hat die Soldatenherrschaft in Europa eingeführt, wie die Sünde die Herrschaft des Todes über die Welt einführte. Bereichert durch den Krieg, begünstigt durch Ferdinand II., der ihn ermorden lassen wird, gehüllt in einen Fürstenmantel, besitzt er weder die Heiterkeit Gustav Adolfs, noch die bewegliche Physiognomie Spinola's; durch das Geschrei, die Klagen, die Thränen der Weiber, durch die Anklagen, die Drohungen, die Verwünschungen der Männer wird er weder gerührt noch erzürnt. Er ist ein blindes und taubes Gespenst, ja noch Schlimmeres: er ist ein Spieler, der errieth, die Königin der Welt sei die Lotterie. Er läßt die Soldaten um Alles spielen: um das Leben der Männer, die Ehre der Frauen, das Blut der Völker. Wer eine Peitsche in der Hand hat, ist Fürst; wer ein Schwert an der Seite trägt, ist König. Richelieu hat längere Zeit diesen Dämon studirt; er zählt in einer Lobrede auf ihn die Reihe der Verbrechen auf, die er nicht beging, aber begehen ließ, und um seine teuflische Gleichgiltigkeit zu charakterisiren, sagte er sehr bezeichnend von ihm: „Und bei alle dem nicht boshaft!"

Um mit Deutschland zu Ende zu kommen, so geht der

dreißigjährige Krieg seinen Gang; seine erste Periode, die der Pfalz, endet 1623. Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V., von dem Kaiser geschlagen, hat durch eine Niederlage die Krone Böhmens verloren. Die dänische Periode ist dem Ende nahe; Christian IV., König von Dänemark, ist im Kampfe gegen Wallenstein und Tilly und in einem Jahre wird die schwedische Periode beginnen.

Gehen wir daher zu England über.

Obgleich reicher wie Spanien, ist England doch nicht weniger krank wie dieses. Der König liegt zugleich im Streite mit seinem Lande und mit seiner Gemalin; er ist halb entzweit mit seinem Parlamente, das er auflösen will, und ganz entzweit mit seiner Frau, die er uns zurückzuschicken beabsichtigt.

Carl I. hatte Henriette von Frankreich geheiratet, das einzige der legitimen Kinder Heinrichs IV., welches zuverlässig von ihm war. Madame Henriette war eine kleine Brünette, lebhaft, geistreich, mehr angenehm als verführerisch, mehr hübsch als schön; zänkisch und starrköpfig, sinnlich und galant; sie hatte eine sehr bewegte Jugend gehabt.

Als Bérulle sie mit siebzehn Jahren nach England führte, rieth er ihr, sich die büßende Magdalena zum Muster zu nehmen. Aus Frankreich kommend, fand sie England traurig und wild; an unser lärmendes und lustiges Volk gewöhnt, erschienen die Engländer ihr finster und kalt; ihr Mann gefiel ihr sehr wenig; sie betrachtete als eine Buße ihre Heirat mit einem mürrischen und heftigen Könige, der ein starres, hochmüthiges und kaltes Gesicht hatte; Carl I., der durch seine Mutter Däne war, hatte in den Adern etwas von dem Eis des Poles; bei diesem ehrenhaften Manne versuchte sie ihre Herrschaft durch kleine Zwistigkeiten, und da sie sah, daß der König ihr immer zuerst wieder kam, versuchte sie größere.

Ihre Verheiratung war eine katholische Invasion.

Bérulle, der sie ihrem Gemal zuführte und ihr den guten Rath ertheilte, bei ihrer Reue die der büßenden Magdalena zum Muster zu nehmen, wußte durchaus nichts von dem Hasse der englischen Nation gegen den Papismus, und war erfüllt von den Hoffnungen, welche bei ihm ein französischer Bischof erweckt hatte, den der schwache Jacob in London das Hochamt halten ließ, wo er an einem Tage achtzehnhundert Katholiken firmelte. Er glaubte daher, daß man Alles fordern könnte, und verlangte, daß die Kinder, selbst wenn sie katholisch wären, auf dem Throne folgten, daß sie bis zum Alter von dreizehn Jahren in den Händen ihrer Mutter blieben, daß die junge Königin einen Bischof erhielte, daß dieser Bischof und sein Clerus sich in ihren Gewändern in den Straßen Londons zeigen durften, und aus der Bewilligung aller dieser Forderungen entsprang das Resultat, daß die Königin den Boden verkannte, auf welchem sie sich bewegte und daß Carl I. in ihr statt einer liebenden, anmuthigen und unterwürfigen Gemalin eine trockene und traurige Katholikin fand, die das eheliche Lager in einen theologischen Lehrstuhl verwandelte und die Begierden des Königs den Fasten unterwarf, nicht nur denen der Kirche, sondern auch denen der Controverse.

Das war noch nicht Alles. An einem schönen Morgen durchzog sie London seiner ganze Länge nach, um mit ihrem Bischof, ihren Almosenieren, ihren Frauen, an dem Fuße des Galgens von Tyburn niederzuknien, wo zwanzig Jahre zuvor, nach der Pulververschwörung, der Pater Garnet und dessen Jesuiten gehängt worden waren; und vor den Augen des empörten London verrichtete sie hier ihre Gebete für die Seelenruhe dieser erhabenen Mörder, welche mit Hilfe von sechsunddreißig Fässern Pulver mit einem einzigen Schlage den König, die Minister und das Parlament in die Luft sprengen wollten.

Der König konnte nicht an diese Beleidigung glauben, die der öffentlichen Moral und der Staatsreligion zugefügt

worden war; er gerieth in einen jener heftigen Zornanfälle, die Alles vergessen lassen oder die vielmehr an Alles erinnern. Er schrieb:

„Man jage wie wilde Thiere diese Priester fort und diese Weiber, die am Galgen für die Mörder beten."

Die Königin schrie und weinte, ihre Bischöfe und ihre Almoseniere excommunicirten und verfluchten, die Frauen klagten wie die Töchter Sions, die man in die Sclaverei schleppte, während sie im Grunde ihres Herzens vor Verlangen starben, nach Frankreich zurückzukehren.

Die Königin eilte an das Fenster, um ihnen ein Lebewohl zuzuwinken. Carl I., der in diesem Augenblicke in ihr Zimmer trat, bat sie, nicht dies Aergerniß zu geben, und die Königin schrie nur noch lauter. Der König faßte sie um den Leib, um sie von dem Fenster zu entfernen; sie klammerte sich an die Gitterstäbe; Carl riß sie mit Gewalt davon los; die Königin wurde ohnmächtig, indem sie ihre blutenden Hände zum Himmel erhob, um die Rache Gottes auf ihren Gemal herabzuflehen. Gott antwortete darauf an dem Tage, an welchem Carl durch ein anderes Fenster, das von White-Hall, auf das Schaffot schritt.

Aus diesem Zwiste zwischen Mann und Frau entstand unsere Veruneinigung mit England; Carl I. wurde von allen Königinnen der Christenheit wie ein brittischer Blaubart in den Bann gethan, und Urban VIII. sagte auf die zweifelhafte Angabe einer schmerzlichen Hautverletzung hin zu dem spanischen Gesandten:

„Ihr Gebieter ist verpflichtet, für eine trauernde Fürstin das Schwert zu ziehen, oder er ist weder Katholik noch Ritter."

Die junge Königin von Spanien, die Schwester Henriettens, schrieb ihrerseits an den Cardinal Richelieu, um dessen Galanterie zur Hilfe einer unterdrückten Königin anzurufen; die Infantin von Brüssel und die Königin-Mutter schrieben an den König und Bérulle wirkte auf das Alles

ein; man hatte keine Mühe, Ludwig XIII., der schwach war, wie alle kleinen Geister, zu überreden, daß die Vertreibung dieser Franzosen eine Beschimpfung seiner Krone sei; Richelieu allein blieb fest. Daher der Beistand, welchen England La Rochelle leistete, die Ermordung Buckingham's, die Herzenstrauer Anna's von Oesterreich und jenes allgemeine Bündniß der Königinnen und der Prinzessinnen gegen Richelieu.

Kehren wir jetzt nach Italien zurück, wo wir die Erklärung aller der Briefe, welche wir den Grafen von Moret der Königin-Mutter und Gaston von Orleans überbringen sahen, finden werden, und eben so auch die Erklärung der politischen Lage von Montferrat und von Piemont und zwar durch die Auseinandersetzung der einander widersprechenden Interessen des Herzogs von Mantua und des Herzogs von Savoyen.

Der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, um so ehrgeiziger, je kleiner sein Gebiet war, hatte dieses gewaltthätig durch das Marquisat Saluzzo vergrößert. Er ging nach Frankreich, um die Rechtmäßigkeit seiner Eroberung zu vertheidigen; da er aber in dieser Beziehung nichts von Heinrich IV. erlangen konnte, nahm er Theil an der Verschwörung Biron's, welche nicht nur ein Hochverrath an dem Könige war, sondern auch ein Hochverrath an dem Vaterlande, da es sich darum handelte, Frankreich zu zerstückeln.

Alle Provinzen des Südens sollten Philipp III. gegehören.

Biron erhielt Burgund, die Franche-Comté und eine spanische Infantin zur Gemalin.

Der Herzog von Savoyen empfing das Gebiet von Lyon, die Provence und die Dauphinée.

Die Verschwörung wurde entdeckt; Biron's Kopf fiel.

Heinrich IV. würde den Herzog von Savoyen in dessen Staaten in Ruhe gelassen haben, wäre dieser nicht durch Oesterreich zum Kriege getrieben worden. Es galt, Heinrich

zu zwingen, wegen Geldmangel Maria von Medicis zu beiraten.

Heinrich entschloß sich dazu, empfing die Mitgift, schlug den Herzog von Savoyen auf's Haupt, zwang ihn zu Friedensunterhandlungen und ließ ihm zwar das Marquisat Saluzzo, nahm ihm aber ganz Bresse, Busay, Valromai, das Land Gex, die beiden Ufer der Rhone, von Genf bis Saint=Genix und endlich das Schloß Dauphin, welches auf dem Gipfel des Thales von Braita liegt.

Außer Chateau=Dauphin hatte Carl Emanuel in Piemont nichts verloren; statt auf beiden Seiten der Alpen Besitzungen zu haben, bewahrte er nur noch die östliche Seite, aber er blieb Herr der Pässe, welche von Frankreich nach Italien führten.

Bei dieser Gelegenheit taufte der geistreiche Bearner den Herzog Carl Emanuel mit dem Titel: »Fürst der Murmelthiere,« weil diese ihm blieben.

Von da ab mußte der „Fürst der Murmelthiere" sich als einen italienischen Fürsten betrachten.

Es handelte sich für ihn nur noch darum, sich in Italien zu vergrößern.

Er unternahm hier mehrere fruchtlose Versuche, als sich ihm eine Gelegenheit bot, die er nicht nur für günstig, sondern sogar für unfehlbar hielt.

Franz von Gonzaga, Herzog von Mantua und von Montferrat, starb und hinterließ aus seiner Ehe mit Margarethe von Savoyen, der Tochter Carl Emanuels, nur eine einzige Tochter.

Der Großvater verlangte die Vormundschaft über das Kind für die Witwe Montferrat's. Er rechnete darauf, die Erbin später mit seinem ältesten Sohne, Victor Amadeus, zu verheiraten und so Mantua und Montferrat mit Piemont zu vereinigen. Aber der Herzog Ferdinand von Gonzaga, der Bruder des verstorbenen Herzogs, eilte von Rom herbei, bemächtigte sich der Regentschaft und ließ seine Nichte in dem

Schlosse Goito einsperren, um zu verhindern, daß sie in die Gewalt ihres mütterlichen Oheims fiele.

Der Cardinal Ferdinand starb auch und es entstand ein Augenblick der Hoffnung für Carl Emanuel; aber der dritte Bruder, Vincenz von Gonzaga, nahm die Erbschaft in Anspruch und bemächtigte sich derselben.

Carl Emanuel faßte Geduld; der neue Herzog war kränklich und konnte nicht lange leben. Er wurde in der That krank und Carl Emanuel hielt sich diesmal für gewiß, Montferrat und Mantua zu erlangen.

Aber er sah das Gewitter nicht, welches sich über seinem Haupte auf dieser Seite der Berge zusammenzog.

Es gab in Frankreich einen gewissen Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers, das Haupt einer jüngeren Linie; er hatte einen Sohn gehabt, Carl von Nevers, der Oheim der drei letzten Herrscher von Montferrat war; dessen Sohn, der Herzog von Rethellois, war folglich der Vetter Marias von Gonzaga, der Erbin von Mantua und Montferrat.

Das Interesse des Cardinal Richelieu — und dessen Interesse war immer gleichbedeutend mit dem Frankreichs — das Interesse des Cardinal Richelieu verlangte, daß sich unter den Mächten der Lombardei, die stets bereit waren, sich für Spanien oder Oesterreich zu erklären, jederzeit auch ein eifriger Anhänger der Lilien befände. Der Marquis von Saint-Chamont, der französische Gesandte bei Vincenz von Gonzaga, empfing seine Instructionen und Vincenz von Gonzaga ernannte sterbend den Herzog von Nevers zu seinem Universalerben.

Der Herzog von Rethellois nahm im Namen seines Vaters die Erbschaft unter dem Titel eines Generalvicars in Besitz und die Prinzeß Maria wurde nach Frankreich geschickt, wo man sie unter die Aufsicht Katharinens von Gonzaga stellte, verwitwete Herzogin von Longeville, Gemalin Heinrichs I. von Orleans und daher Tante Ma-

ria's, da sie die Tochter eben jenes Carl von Gonzaga war, der zum Herzog von Mantua berufen wurde.

Zu den Mitbewerbern Carls von Nevers gehörte Cäsar von Gonzaga, Herzog von Guastalla, dessen Großvater angeklagt worden war, den Dauphin, ältern Bruder Heinrichs II., vergiftet und den nichtswürdigen Peter Ludwig Farnese ermordet zu haben, Herzog von Parma und Sohn des Papstes Paul III.

Den andern Mitbewerber kennen wir; es war der Herzog von Savoyen.

Diesen näherte die Politik Frankreichs augenblicklich an Oesterreich und Spanien. Die Oesterreicher hielten das Mantuanische besetzt und Don Gonsalez von Cordova verpflichtete sich, den Franzosen die von ihnen besetzten Plätze Casale, Nizza, Monte Calvo und die Brücke über den Stura wieder abzunehmen.

Die Spanier eroberten Alles, ausgenommen Casale, und der Herzog von Savoyen war binnen zwei Monaten Herr des ganzen Gebietes zwischen dem Po, dem Tanaro und dem Belbo.

Das Alles geschah während der Belagerung von Rochelle.

Da schickte Frankreich für den Grafen von Rethellois jene 16,000 Mann ab, welche der Marquis von Uxelles commandirte, und die zum großen Verdruß des Cardinals durch Carl Emanuel zurückgetrieben wurden, da es ihnen durch die Nachlässigkeit oder vielmehr durch die Verrätherei Créqui's an Lebensmitteln und Sold mangelte.

Aber es blieb dem Cardinal im Mittelpuncte Piemonts noch eine Stadt, welche sich tapfer gehalten hatte und in der noch immer die Fahne Frankreichs wehte; das war Casale, vertheidigt durch einen braven und treuen Führer, welcher sich Chevalier von Gurron nannte.

Ungeachtet der ganz entschiedenen Erklärung Richelieu's, daß Frankreich die Rechte Carls von Nevers vertreten

wollte, hegte der Herzog von Savoyen große Hoffnungen, daß dieser Prätendent eines oder des andern Tages von dem Könige **Ludwig XIII.** verlassen werden würde, denn er kannte den Haß, den **Maria von Medicis** gegen ihn hegte, weil er sich einst geweigert hatte, sie zu heiraten und zwar unter dem Vorwande, die **Medicis** wären durch ihre Geburt nicht geeignet, sich mit den **Gonzaga's** zu vermälen, welche bereits Fürsten waren, bevor die **Medicis** Edelleute wurden.

Jetzt kennt man die Ursachen der Feindseligkeiten, durch die der Herzog von **Richelieu** verfolgt wurde und über welche er sich seiner Nichte gegenüber so bitter beschwerte.

Die Königin-Mutter haßte den Cardinal aus vielen Gründen; der erste und wichtigste war, daß er einst ihr Geliebter gewesen, aber aufgehört hatte, es zu sein; daß er ihr anfangs in allen Dingen gehorchte, jetzt aber ihr überall entgegenstand; daß **Richelieu** die Erhöhung Frankreichs und die Erniedrigung Oesterreichs wollte, sie aber die Erhöhung Oesterreichs und die Erniedrigung Frankreichs; und endlich daß **Richelieu** einen Herzog von Mantua aus dem Herzog von **Nevers** zu machen beabsichtigte, aus dem ihrem Willen nach wegen des alten Grolles, den sie gegen denselben hegte, nichts gemacht werden sollte.

Die Königin **Anna** von Oesterreich haßte den Cardinal, weil er ihre Liebschaft mit **Buckingham** gestört, die ärgerlichen Auftritte in den Gärten von **Amiens** veröffentlicht, Frau von **Chevreuse**, ihre gefällige Freundin, von ihr vertrieben und die Engländer geschlagen hatte, mit denen ihr Herz war, welches Frankreich niemals liebte; weil sie ihn, wenn sie es nicht laut zu sagen wagte, in dem Verdacht hatte, daß er das Messer **Fulton's** gegen die Brust des schönen Herzogs lenkte, und endlich, weil er beständig ihre neuen Liebschaften überwachte und weil sie wußte, daß ihre verborgensten Handlungen für ihn kein Geheimniß blieben.

Der Herzog von **Orleans** haßt den Cardinal von

Richelieu, weil er weiß, daß dieser ihn als ehrgeizig, feig und boshaft kennt, daß er mit Ungeduld auf den Tod seines Bruders wartet, und daß er fähig ist, denselben bei Gelegenheit zu beschleunigen; weil er ihm den Zutritt zu dem Conseil genommen hat; weil er seinen Lehrer Ornano einkerkern und seinen Mitschuldigen Chalais enthaupten ließ und weil er ihn, zur einzigen Strafe dafür, ihm nach dem Leben zu streben, bereichert und entehrt hat. Uebrigens liebte der Herzog von Orleans Niemand, als sich selbst und er rechnete darauf, wenn sein Bruder sterben sollte, die Königin, welche sieben Jahre älter war, in dem Falle zu heiraten, wenn sie guter Hoffnung wäre.

Der König endlich haßte den Cardinal, weil er fühlte, daß an demselben Alles Genie, Patriotismus, wahre Liebe zu Frankreich sei, während bei ihm Alles nur Egoismus, Gleichgiltigkeit, Untergeordnetheit war und weil er, so lange der Cardinal lebte, gar nicht regieren würde, schlecht aber nach dem Tode des Cardinals; Eines jedoch führte ihn beständig wieder zu dem Cardinal zurück, von welchem man ihn unablässig zu entfernen strebte.

Man fragt sich, welches der Liebestrank war, den er ihm reichte, der Talisman den er ihm um den Hals hing, der Zauberring, den er ihm an den Finger steckte! — Dieses Zaubermittel ist seine stets mit Gold gefüllte, stets für den König geöffnete Casse. Concini hatte ihn im Elend gelassen, Maria von Medicis in Verlegenheit und Ludwig XIII. besaß niemals Geld; der Zauberer berührte mit seinem Stabe die Erde und der Pactolus sprang empor vor den Augen des Königs, der von da ab stets Geld hatte, sogar wenn Richelieu selbst keines besaß.

In der Hoffnung, daß es jetzt für unsere Leser auf ihrem Schachbrette eben so deutlich ist, wie auf dem Richelieu's, wollen wir unsere Erzählung da wieder aufnehmen, wo wir sie zu Ende des vorigen Capitels fallen ließen.

XVI.

Maria von Gonzaga.

Um zu dem Resultate zu gelangen, welches wir versprochen haben, das heißt, um unsere Erzählung da wieder aufzunehmen, wo wir sie zu Ende des vierzehnten Capitels gelassen haben, müssen wir unsere Leser um die Gefälligkeit bitten, mit uns in das Hôtel Longueville einzutreten, welches an das der Marquise von Rambouillet stieß. Nur hatte es seinen Eingang in der Rue Saint-Nicaise, während das der Marquise, wie wir erwähnten, an der Rue Saint-Thomas du Louvre lag.

Acht Tage sind seit den Ereignissen verflossen, welche bisher den Gegenstand unserer Erzählung bildeten.

Das Hôtel, welches dem Prinzen Heinrich von Condé gehörte, eben dem, welcher Chapelain für einen Bildhauer hielt und welches von ihm und seiner Gemalin, der Frau Prinzeß, bewohnt wurde, mit der wir in der Abendgesellschaft der Frau von Rambouillet Bekanntschaft machten, war 1612, zwei Jahre nach seiner Vermälung mit der Prinzeß von Montmorency, verlassen worden. Er kaufte damals in der Rue Neuve-Saint-Lambert ein prachtvolles Hôtel, welches dieser Straße ihren alten Namen raubte, um ihr den neuen der Rue de Condé zu geben, den sie noch jetzt führt. Das Hôtel Longueville wurde zu der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, das heißt am 13. December 1628 — die Ereignisse jenes Zeitabschnittes sind von solcher Wichtigkeit, daß man sich die Daten genau merken muß — nur von der verwitweten Herzogin von Longueville bewohnt, sowie von deren Mündel, Ihrer Hoheit, der Prinzeß Maria, Tochter des Herzogs Franz von Gonzaga, deren Erbfolge so viele Unruhen bewirkte, nicht nur in Italien, sondern auch in Oesterreich und Spanien. Auch Margarethe von Savoyen, die Tochter Carl Emanuels, wohnte hier.

*

Maria von Gonzaga, geboren im Jahre 1612, hatte eben ihr sechzehntes Jahr erreicht; alle Geschichtschreiber jener Zeit stimmen darin überein, daß sie von einer bezaubernden Schönheit war. Die Chronikenschreiber, welche in ihren Angaben genauer und ausführlicher sind, sagen uns, daß diese Schönheit in folgenden Eigenschaften bestand: In einem schönen Wuchs von Mittelgröße; in der matten Gesichtsfarbe der Frauen Mantua's, welche, wie bei den Frauen von Arles, die Folge der Ausdünstungen der sie umgebenden Sümpfe ist; in schwarzen Haaren, blauen Augen, seidenweichen Augenbrauen und Augenwimpern; Perlenzähnen und Korallenlippen; einer Nase von tadelloser Form über diesen Lippen, die des Beistandes ihrer lieblichen Stimme nicht bedurften, um die süßesten Eindrücke hervorzubringen. Wenn schon ihre äußeren Vorzüge genügt hätten, alle jungen Herren des Hofes ihr zu Füßen zu legen, so versammelte die Bedeutung der politischen Rolle, die sie als Verlobte des Herzogs von Rethellois zu spielen berufen war, auch die älteren Autoritäten um sie, so daß sie gewissermaßen einen der Fixsterne des Hoflebens bildete, um den die glänzendsten Planeten kreisten.

Man wußte vor Allem, daß sie vom Cardinal Richelieu eifrigst protegirt wurde, und es war also für alle Jene, denen an der Gunst des Cardinals etwas lag, eine unerläßliche Pflicht, ihr angelegentlich den Hof zu machen.

Dieser Protection, von welcher die Anwesenheit der Frau von Combalet ein Beweis war, ist es wohl zu verdanken, daß gegen sieben Uhr Abends an dem vorerwähnten Tage die bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit, und zwar die Einen aus ihren Wagen, die Anderen aus den seit dem vorigen Tage im Gebrauche befindlichen Sänften, vor dem Hôtel Longueville ausstiegen, und sofort in einen prachtvollen Salon eingeführt wurden, dessen Decke Schilderungen der Thaten des Bastards Dunois, Gründers des Hauses Longueville, zieren, während die Wände mit schweren Seidentapeten behängt sind.

Einer der ersten Ankömmlinge ist der Prinz Heinrich II. von Condé.

Da der Herr Prinz eine gewisse Rolle in unserer Erzählung spielen wird, in der Zeit, welche dieser Rolle voranging und folgte, aber wirklich eine solche Rolle spielte, wenn auch eine traurige und düstere, bitten wir unsere Leser um die Erlaubniß, sie mit diesem sanften Sprößling des ersten Stammes der Condé näher bekannt machen zu dürfen.

Die ersten Condé's waren tapfer und fröhlich, dieser war feige und düster; er tröstete sich stets damit, daß der Herzog von Vendôme noch feiger sei, als er, und man kann seinen Charakter schon daraus beurtheilen, daß ihm das ein Trost war.

Erklären wir diese Veränderung.

Bei Jarnai ermordet, hinterließ der liebenswürdige kleine Prinz von Condé, welcher zwar ein wenig verwachsen, dennoch der Günstling aller Frauen der damaligen Zeit war, einen Sohn. welcher neben dem jungen Heinrich von Navarra das Oberhaupt der protestantischen Partei wurde.

Dieser war der würdige Sohn seines Vaters, welcher bei Jarnac an der Spitze von fünfhundert Edelleuten die Feinde angriff, obgleich er einen Arm in der Binde trug und sein eines Bein gebrochen war, so daß die Knochensplitter durch den Stiefel stachen. Er war es, welcher in der Bartholomäusnacht, als Carl IX. ihm zurief: „Den Tod oder die Messe?“ antwortete: „Den Tod!“ während der klügere Heinrich entgegnete: „Die Messe!“

Der jetzige Condé war der Letzte von dem ersten Stamme der großen Condé's.

Er sollte nicht auf einem Schlachtfelde sterben, bedeckt mit glorreichen Wunden und ermordet durch einen andern Montmorency. Er starb ganz einfach, vergiftet durch seine Frau.

Nach einer Abwesenheit von fünf Monaten kehrte er in sein Schloß Andelys zurück. Seine Gemalin, eine La Tré-

mouille, war guter Hoffnung von einem gascognischen Pagen. Bei dem Nachtische des Mahles, das sie zu Ehren seiner Rückkehr veranstaltete, reichte sie ihm eine Pfirsich.

Zwei Stunden darauf war er todt.

In der Nacht darauf entfloh der Page nach Spanien.

Durch die öffentliche Meinung angeklagt, wurde die Giftmischerin verhaftet.

Das Kind des Ehebruches wurde in dem Gefängnisse geboren, in welchem seine Mutter acht Jahre blieb, weil man nicht wagte, ihr den Prozeß zu machen, da man fürchtete, sie schuldig zu finden. Heinrich IV. wollte die Condé, diesen herrlichen Ast vom Baume der Bourbons, nicht erlöschen lassen; er entließ daher ohne Untersuchung aus dem Kerker die Witwe, welche durch die königliche Gnade zwar freigesprochen, durch die öffentliche Meinung aber verurtheilt wurde.

Sagen wir nun mit zwei Worten, wie dieser Heinrich, Prinz von Condé, seines Namens der Zweite, eben der, welcher Chapelain für einen Bildhauer hielt, dazu kam, die Prinzeß von Montmorency zu heiraten. Die Geschichte ist merkwürdig, und obgleich wir sie in einer Parenthese erzählen müssen, wird diese Parenthese ein wenig lang werden. Es liegt übrigens kein Uebel darin, durch die Romanschreiber gewisse Einzelheiten zu erfahren, welche die Geschichtschreiber zu erzählen vergessen, sei es, daß sie dieselben der Geschichte für unwürdig halten, sei es, daß sie ihnen selbst unbekannt sind. Das Letztere halten wir für wahrscheinlicher.

Im Jahre 1609 ordnete Maria von Medicis ein Ballet an, und Heinrich IV. schmollte, weil die Königin sich geweigert hatte, unter die Tänzerinnen dieses Ballets, zu denen die schönsten Damen des Hofes gewählt worden waren, Jacqueline von Beuil aufzunehmen, die Mutter des Helden unserer Geschichte, des Grafen von Moret.

Da die hohen Tänzerinnen, welche in dem Ballet mitwirken sollten, um die Proben in dem Theatersaale des Louvre

abzuhalten, vor der Thür Heinrichs IV. vorübergehen mußten, hielt der König dieselbe geschlossen, um dadurch seine üble Laune zu zeigen.

Eines Tages ließ er sie halbgeöffnet.

Durch den Spalt der Thür sah er die Prinzeß Charlotte von Montmorency vorübergehen.

„Nun konnte es aber," sagt Bassompierre in seinen Memoiren, „unter dem Himmel nichts Schöneres geben, als die Prinzeß von Montmorency, nichts Anmuthigeres, nichts Vollendeteres."

Diese Erscheinung kam Heinrich IV. so strahlend vor, daß seine üble Laune augenblicklich Schmetterlingsflügel bekam und davonflatterte. Er erhob sich aus dem Armsessel, in welchem er schmollte, und folgte der Erscheinung, in eine Wolke gehüllt, wie Aeneas der Venus folgte.

Diesen Tag wohnte er zum ersten Male dem Ballet bei.

Es erschien in dem Ballet ein Augenblick, in welchem die Damen als Nymphen auftraten; und so leicht auch in unseren Tagen das Costüm der Nymphen ist, war es doch im siebzehnten Jahrhundert noch leichter. In diesem Costüme erhoben alle die Nymphen zugleich ihre Jagdspeere, als hätten sie dieselben auf irgend Jemand schleudern wollen. Indem die Prinzeß von Montmorency ihren Speer erhob, wendete sie sich gegen den König, als wollte sie denselben durchbohren; er hatte keine Gefahr geahnt und war daher ohne Harnisch gekommen; er fühlte daher die Waffe der schönen Charlotte tief in sein Herz dringen, mit solcher Anmuth machte sie die Bewegung.

Frau von Rambouillet und Fräulein Paulet gehörten ebenfalls zu dem Ballet und von diesem Tage an schlossen sie Freundschaft mit der Prinzeß von Montmorency, obgleich sie fünf oder sechs Jahre älter waren, wie dieselbe.

Seit diesem Tage vergaß der gute König Heinrich, Jacqueline von Beuil; er war, wie man weiß, sehr ver-

geßlich und dachte nur noch daran, sich den Besitz der schönen Montmorency zu sichern. Dazu war nur erforderlich, für die reizende Charlotte einen gefälligen Ehemann zu finden, der gegen eine Mitgift von vier- oder fünfmalhunderttausend Francs die Augen um so mehr schlösse, je mehr der König sie öffnen würde.

Eben so war es auch bei der Gräfin von Moret gewesen, die Heinrich IV. mit Herrn von Cesy verheiratete, welcher an seinem Hochzeitsabend zu einer Gesandtschaft abreiste.

Der König glaubte seinen Mann zur Hand zu haben.

Er richtete seine Augen auf das Kind des Ehebruches und des Meuchelmordes. Von der Hand des Königs mit der Tochter eines Connetable vermält, verschwand der Flecken seiner Geburt.

Es wurden alle Bedingungen mit ihm verabredet. Er versprach Alles, was man von ihm verlangte. Der Connetable gab seiner Tochter hunderttausend Thaler der König eine halbe Million, und Heinrich II. von Condé, welcher den Tag zuvor zehntausend Livres Einkünfte hatte, besaß am Tage nach seiner Hochzeit fünfzigtausend.

Freilich sollte er am Abend abreisen; er that es indeß nicht.

Er hielt jedoch den Punct des Abkommens, welcher verlangte, daß er in seiner ersten Hochzeitsnacht in einem Zimmer bleiben sollte, das von dem seiner Frau getrennt war; und der arme fünfzigjährige Verliebte erlangte es von der jungen Frau, daß sie sich zum Beweise, sie sei allein, auf ihrem Balcon zeigte, mit aufgelösten Haaren zwischen zwei brennenden Fackeln stehend.

Als der König sie erblickte, wäre er beinahe vor Freude gestorben.

Es würde zu weit führen, Heinrich IV. in all' den Thorheiten zu folgen, welche ihn diese letzte Liebe begehen ließ, in deren Mitte das Messer Ravaillac's ihn in eben dem Augenblick traf, in welchem er bei der holden Paulet den Trost

suchen wollte, den die Schöne ihm gewährte und der ihn gleichwohl nicht tröstete.

Nach dem Tode des Königs kehrte Condé nach Frankreich mit seiner Frau zurück, welche noch immer Prinzeß von Montmorency war, und Prinzeß Condé erst während der drei Jahre wurde, welche ihr Gemal in der Bastille zubrachte. Es ist wahrscheinlich, daß bei den bekannten Neigungen des Prinzen von Condé für die Schüler von Bourges ohne diese drei Jahre der Gefangenschaft sowohl der große Condé, wie die Prinzeß von Longueville, niemals das Licht der Welt erblickt haben würden.

Der Prinz war hauptsächlich seines Geizes wegen viel geschmäht. Er ritt durch die Straßen der Stadt auf einer elenden Mähre und begleitet von einem einzigen Diener. Le Martellier, einer der berühmtesten Advocaten jener Zeit, hatte Tage, an welchen er umsonst consultirte; der Prinz, welcher häufig Prozesse zu führen hatte, besuchte ihn stets an diesen Tagen. Immer schlicht gekleidet, hatte er diesen Abend eine sorgfältigere Toilette als gewöhnlich gemacht; vielleicht wußte er, er werde bei der Prinzessin Marie den Herzog von Montmorency finden, welcher ihm versprochen hatte, ihn als einen vollkommen Unbekannten zu behandeln, wofern er ihn jemals in einem Anzuge treffen würde, der eines Prinzen von Geblüt unwürdig sei.

Heinrich II., Herzog von Montmorency, war das gerade Gegentheil von Heinrich II., Prinzen von Condé, er war eben so elegant, wie Condé nachlässig, eben so freigebig, wie dieser geizig und habsüchtig. Eines Tages hörte er von einem Edelmanne sagen, daß dessen Glück gemacht sein würde, wenn er 20.000 Thaler auf die Dauer von zwei Jahren entlehnen könnte.

„Suchet nicht lange,“ sagte er ihm, „die zwanzigtausend Thaler sind gefunden.“

Und er gab ihm einen Bon auf diese Summe und schickte ihn damit zu seinem Intendanten.

Zwei Jahre später brachte der Edelmann dem Herzoge von Montmorency das geliehene Geld zurück; dieser nahm es jedoch nicht an und machte es dem ehrlichen Zahler zum Geschenke.

Er war in die Königin sehr verliebt gewesen, zugleich mit dem Herzog von Bellegarde, mit dem er sich darüber beinahe duellirt hätte. Die Königin, welche mit Beiden cokettirte, wußte nicht, welchen von ihnen sie erhören sollte, als Buckingham an den Hof kam und sie mit einander versöhnte, obgleich der Herzog von Montmorency damals erst dreißig Jahre alt war, der Herzog von Bellegarde aber sechzig. Es scheint, als ob der alte Herr damals eben so viel Lärm gemacht hätte, wie der junge Prinz; wenigstens ließ dies ein Spottlied schließen, welches damals allgemein gesungen wurde.

Wenn die Könige vermält sind, zeigen sie sich nicht hellsehender, als die übrigen Ehemänner; Ludwig XIII. verbannte daher auch den Herzog von Montmorency nach Chantilly. Durch den Einfluß Maria's von Medicis wieder zu Gnaden angenommen, kehrte er zurück, um einen Monat am Hofe zuzubringen und begab sich dann nach seinem Gouvernement des Languedoc. Hier erfuhr er die Nachricht, daß sein Vetter, Franz von Montmorency, Graf von Bouteville, sich duellirt hätte und dafür auf dem Grève-Platze hingerichtet worden sei.

Durch seine Gemalin, Maria Felicia Orsini, Tochter jenes Virginio Orsini, welcher Maria von Medicis nach Frankreich begleitet hatte, war er der Neffe der Königin-Mutter; daher rührte die Protection, durch die sie ihn ehrte.

Eifersüchtig wie eine Italienerin, hatte Maria Orsini anfangs ihren Gemal sehr gequält, der bei den Damen so beliebt war, daß jede Frau, die nur irgend etwas Galanterie im Kopfe hatte, durchaus seine Huldigungen empfangen wollte.

Endlich schlossen der Herzog und seine Frau einen Ver-

trag; diese gestattete ihm dadurch so viele Galanterien, als ihm gefallen würden, jedoch unter der Bedingung, daß er sie ihr erzählte. Eine ihrer Freundinnen sagte ihr eines Tages, sie begriffe nicht, wie sie ihrem Manne eine solche Freiheit gewähren könnte, noch weniger aber, daß sie die Erzählung von ihm verlangte.

„Nun," sagte sie, „ich behalte mir diese Mittheilungen immer vor, bis wir einen Streit haben, und das Recht ist dann stets auf meiner Seite."

Der Herzog war der Liebling der Frauen; es ist dies, namentlich bei den Frauen jener Zeit, nicht zu wundern. Er war dreiunddreißig Jahre alt, schön, von reicher und angesehener Familie, Statthalter einer Provinz, Admiral von Frankreich, Herzog und Pair, Ritter vom heiligen Geiste, und zählte unter seinen Vorfahren vier Connetables und sechs Marschälle. Sein gewöhnliches Gefolge bestand aus etwa hundert Edelleuten und dreißig Pagen.

Als er an jenem Abende, schöner und strahlender als jemals, in den Saal trat, richteten sich Aller Blicke auf ihn, und das Erstaunen war groß und allgemein, als man ihn, nachdem er die Prinzeß Marie gegrüßt hatte, auf Frau von Combalet zugehen und ihr die Hand küssen sah.

Seit dem Tode seines Vetters Bouteville, dessen Hinrichtung einestheils seinen Stolz verletzte, denn es war ja das Haupt eines Montmorency, das unter dem Beile des Henkers fiel, anderseits aber sein Herz, das Vetter Bouteville sehr geliebt, tief getroffen hatte, war dies der erste Schritt des Entgegenkommens, den er dem Cardinal gegenüber machte.

Es ließ sich dadurch aber Niemand täuschen, denn der Krieg mit Savoyen, Spanien und Oesterreich stand nahe bevor und Montmorency wollte in demselben Créqui den Stab des Connetable streitig machen, welchen sein Vater und Großvater dem Könige bei allen großen Ceremonien vorgetragen hatten.

Der, welcher die Absichten des Herzogs am meisten

durchschaute und der dadurch in seinen Hoffnungen am stärksten beeinträchtigt wurde, war Carl von Lothringen, Herzog von Guise, der Sohn des Narbigen, des Urhebers der Bartholomäusnacht. Er war 1571 geboren, das heißt ein Jahr vor jener Blutnacht.

Er war durch seine Liebesabenteuer bekannter wie durch seine Kriegsthaten, wenn er auch in dieser letzteren Beziehung seine Tapferkeit bei der Belagerung von La Rochelle bewiesen hatte, wo er auf einem in Flammen stehenden Schiffe den Kampf fortsetzte. Dieses geringen Kriegsruhmes ungeachtet machte er Ansprüche auf die Würde des Connetable, oder wenigstens auf einen hohen Rang in der Armee. Commandirten in dieser Männer wie Bassompierre, Bellegarde, Cramail und selbst wie Schomberg, so konnte er wohl über sie gestellt werden; aber neben einem Herzog von Montmorency konnte er nur die zweite Stelle einnehmen. Dessen Siege über die Calvinisten, deren Flotte, welche der Herzog von Soubise führte, er vernichtet hatte, und denen er die Inseln Oleron und Ré abnahm, verliehen ihm noch mehr als seine Geburt den Rang über allen anderen Feldherren jener Zeit.

Es bestand zwischen dem Herzog von Guise und dem Herzog von Montmorency auch noch eine andere Nebenbuhlerschaft: die der Liebestriumphe. Obgleich der Herzog von Guise eine aufgeworfene Nase hatte und nur klein war, erbte er von seinem Vater ein gewisses königliches Wesen, welches stets gewiß ist, Glück bei den Frauen zu machen Diese machten ihm nur einen großen Fehler zum Vorwurf, aber Viele setzten sich über diesen Fehler hinweg, der zu einer vorzüglichen Eigenschaft wurde, indem er ihn in die Mode brachte.

Der Herzog von Guise war nämlich sehr zerstreut und verdankte dieser Zerstreutheit viele seiner Liebesabenteuer. Eines Abends, als er sich bei Herrn von Créqui durch das Spiel verspätet und seine Kutsche fortgeschickt hatte, wollte Créqui

ihn nicht allein nach dem Hôtel Guise zurückkehren lassen, welches ziemlich weit entfernt war. Er befahl daher, für den Prinzen sein eigenes Pferd zu satteln. Guise bestieg es; statt aber das Pferd zu leiten, versank er in Träumereien und ließ sich von dem Pferde führen. Dieses war gewöhnt, Herrn von Créqui um diese Stunde zu seiner Geliebten zu tragen, brachte Guise dorthin und hielt erst vor der Thür an. Ohne die Thür zu kennen, erwartete der Herzog, hinter derselben irgend ein Liebesabenteuer zu finden; er stieg daher vom Pferde, hüllte sich in seinen Mantel und trat ein.

Eine hübsche Zofe öffnete ihm und gab dem Pferde einen Schlag, nach welchem es geradesweges zu dem Stalle lief, wo es seinen gewohnten Hafer fand. Auf einer Treppe, die eben hell genug beleuchtet war, um sich nicht den Hals auf derselben zu brechen, wurde darauf der Herzog von Guise nach einem Zimmer geführt, das nicht heller beleuchtet war, wie die Treppe. Der Reiter schien für gewöhnlich in diesem Hause eben so gut empfangen zu werden, wie sein Pferd. Der Reiter wurde in die Arme geschlossen; man sprach leise zu ihm; man handelte im Dunkeln. Der Herzog von Guise, welcher ein Freund Créqui's war, hatte ohne Zweifel in dem vertrauten Umgange mit diesem dessen Gewohnheiten angenommen; die Dame bemerkte daher den Irrthum nicht, in welchem sie sich befand. Am Morgen jedoch wurde sie durch den Herzog von Guise erweckt, der sich unruhig hin und her warf.

„Was ist Dir denn, mein Freund?" fragte sie ihn.

Guise war aber so unbescheiden wie zerstreut; er antwortete daher:

„Ich möchte aufstehen, um allen meinen Freunden mitzutheilen, daß Ihr die Nacht in den Armen des Herzogs von Guise zugebracht habt, während Ihr in denen Créqui's zu ruhen glaubtet."

Bei allen seinen Fehlern hatte der Herzog von Guise doch die gute Eigenschaft, sehr freigebig zu sein.

Eines Morgens schickte ihm der Präsident von Chivry durch Raphael Corbinelli, den Vater Johann Corbinelli's, welcher durch die Theilnahme der Frau von Sévigné bekannt war, fünfzigtausend Livres, die er am Abend zuvor im Spiel verloren hatte. Das Geld war in vier größeren Beuteln und in einem kleineren enthalten. In jedem der größeren befanden sich zehntausend Livres in Silber, in dem kleineren zehntausend in Gold.

Corbinelli wollte zählen, aber der Herzog gab es nicht zu.

Er deutete auf den kleineren Beutel und ohne zu wissen, was er enthielt, sagte er:

„Nehmet das für Eure Mühe, mein Freund."

Corbinelli kehrte nach Haus zurück, öffnete den Beutel und fand darin die zehntausend Livres in Gold.

Sogleich kehrte er zu dem Herzoge von Guise zurück.

„Monseigneur," sagte er, „Ihr müßt Euch geirrt haben, denn Ihr gabet mir einen Beutel mit Gold."

Doch der Herzog richtete sich in der ganzen Höhe seiner kleinen Gestalt empor.

„Behaltet, behaltet, mein Herr; die Prinzen meines Hauses haben nicht die Gewohnheit, das zurückzunehmen, was sie verschenkten."

Und Corbinelli behielt die zehntausend Livres.

In dem Augenblick, als man den Herzog von Montmorency meldete, suchte er mit dem Grafen von Grammont Händel auf jene Weise, wie nur er sie zu suchen verstand.

„Mein Lieber," redete er ihn an, „lasset mich Euch sagen, daß ich mich sehr über Euch zu beklagen habe."

„Doch nicht wegen des Spieles, Herzog?" entgegnete Grammont. „Ihr gewinnt mir, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich hunderttausend Livres ab, so daß meine Gemalin sich gegen Euch erboten hat, Euch eine jährliche Rente von zehntausend Livres zu verschreiben, wenn Ihr das Wort geben wollet, nicht mehr gegen mich zu spielen."

„Ich weise diese Rente zurück; ich würde dabei zu viel verlieren. Nein, darum handelt es sich keineswegs."

„Und um was denn?"

„Da ich weiß, daß Ihr der schwatzhafteste Mensch von der Welt seid, vertraute ich Euch vor acht Tagen an, daß ich die letzten Gunstbezeigungen der Frau von Sablé gewonnen hätte. Ihr solltet das aller Welt mittheilen, und Ihr habt bis jetzt noch kein Wort davon gesagt."

„Ich fürchtete," entgegnete lachend der Graf von Grammont, „ich würde Euch dadurch mit dem Herzoge von Montmorency entzweien."

„So!" sagte Guise. „Ich dachte, es wäre zwischen ihnen zu Ende."

„Ihr seht wohl, daß dies nicht der Fall ist, da sie sich miteinander streiten."

In der That stritten sich die Marquise und der Herzog.

„Trachtet zu erfahren, mein lieber Graf, worüber sie sich streiten."

Der Graf näherte sich ihnen.

„Mein Herr," sagte die Marquise, „das ist unerträglich. Ich habe erfahren, daß Ihr auf dem letzten Balle des Louvre, meine Krankheit benutzend, nur mit den schönsten Damen getanzt habt."

„Ei, theure Marquise," fragte der Herzog, „was wolltet Ihr denn, daß ich thun sollte?"

„Daß Ihr nur mit den häßlichen tanztet."

Der Graf Grammont, der eben zu rechter Zeit gekommen war, um dieses Gespräch zu hören, theilte es dem Herzog von Guise mit.

„Mein lieber Graf," sagte der Herzog, „jetzt ist, wie ich glaube, der Augenblick gekommen, dem Herzog von Montmorency zu sagen, was ich Euch anvertraute. Das heißt, ihm einen Dienst leisten!"

„Meiner Treu," entgegnete der Graf; „das würde ich

einem Ehemanne nicht sagen, viel weniger also einem Liebhaber."

„Nun," sagte der Herzog seufzend, „so muß ich es ihm denn wohl selbst anvertrauen."

Er that wirklich die ersten Schritte auf den Herzog zu, als beide Flügel der Eingangsthür aufgerissen wurden und der Kammerdiener mit lauter Stimme meldete:

„Seine königliche Hoheit, Monseigneur, Gaston von Orleans!"

In allen Theilen des weiten Saales stockte das Gespräch, die Sitzenden erhoben sich, auch die Prinzeß Marie.

„Gut," sagte Frau von Combalet, die Vertraute des Cardinals, für sich, indem sie sich ebenfalls erhob, und sich noch tiefer als die Anderen verneigte, „gut, die Comödie beginnt. Verlieren wir ja kein Wort von dem, was auf dem Theater gesprochen wird, beobachten wir, wenn es möglich ist, auch das, was hinter den Coulissen vorgeht!"

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.